Adolf.

Eine Erzählung,

aus den gefundenen Papieren eines Unbekannten.

Herausgegeben

von

Benjamin von Constant.

Aus dem Französischen.

Pesth 1817, bey K. A. Hartleben.

UNIVERSITAETS·BIBLIOTHEK·MUENCHEN

Adolf.

Aus dem Franzöſiſchen

des Herrn

Benjamin v. Conſtant.

Vorbericht
des
Herausgebers.

Es ſind bereits mehrere Jahre verfloſſen, ſeit ich Italien durchzog. Dort wurde ich einſt in einem Gaſthofe zu Cerenza, einer kleinen Stadt Calabriens, durch das Austreten des Neto aufgehalten; in demſelben Gaſthofe befand ſich ein Fremder, den die nämliche Urſache dort zurückhielt. Er war ſehr ſtill, und ſchien traurig, ohne doch Ungeduld zu verrathen. Ich klagte manchmal gegen ihn, als den Einzigen, mit dem ich dort ſprechen konnte, über die Verzögerung unſerer Reiſe; er erwiederte: „es iſt mir gleich viel, bin ich hier oder anders wo.“ Unſer Wirth, der ſich mit dem neapolitaniſchen Diener, der dieſem

Fremden, ohne seinen Namen zu kennen, folgte, in ein Gespräch eingelassen hatte, sagte mir, der Fremde reise keineswegs aus Neugierde; denn er besuche weder die Ruinen, noch die Umgegend, weder die Denkmaler noch auch die Menschen. Er las viel, doch nie fortgesetzt; er ging öfter des Abends spatzieren, immer allein; oft brachte er ganze Tage sitzend zu, unbeweglich, das Haupt auf beyde Hände gestutzt.

In dem Augenblicke, als die wieder hergestellte Verbindung der Straßen uns weiter zu reisen erlaubt hätte, wurde dieser Fremde sehr krank; die Menschlichkeit machte es mir zur Pflicht, bey ihm, seiner Pflege wegen, auszuharren. Zu Cerenza war nur ein Dorfwundarzt, ich wollte nach Cosenza senden, wirksamere Hülfe herbey zu schaffen; der Fremde aber erwiederte: „Es lohnt nicht der Mühe! Der Mann hier ist gerade der, den ich brauche;" und er hatte Recht, viel-

leicht mehr als er dachte, denn der Mann ſtellte ihn her. „Ich glaubte Sie nicht ſo geſchickt,“ ſagte er bey deſſen Verabſchiedung mit einer gewiſſen Verdrießlichkeit, ſodann dankte er mir für meine Bemühungen und reiste ab.

Mehrere Monate ſpäter erhielt ich zu Neapel einen Brief des Gaſtwirths von Coſenza, mit einem auf der Straße nach Strongoli, welche der Fremde und ich, wiewohl nicht in Gemeinſchaft, eingeſchlagen hatten, gefundenen Käſtchen. Der Wirth, der es mir ſchickte, glaubte ganz gewiß, daß es einem von uns beyden gehöre. Es enthielt viele ſehr alte Briefe ohne Aufſchriften, oder wo dieſe mit den Unterſchriften ausgelöſcht waren, das Bildniß einer Frau, und ein Heft mit der Erzählung der Geſchichte, welche man leſen wird. Der Fremde, Eigenthümer dieſer Gegenſtände, hatte mir kein Mittel, ihm zu ſchreiben, eröffnet. Ich behielt

sie zehn Jahre, ungewiß, welchen Gebrauch ich davon machen sollte, als ich dieser Sache zufällig in einer deutschen Stadt gegen mehrere Personen erwähnte, und mich eine derselben dringend bat, ihr die Handschrift, deren Verwahrer ich war, anzuvertrauen. Nach Verlauf von acht Tagen wurde mir nun diese Handschrift mit einem Briefe wieder zurückgeschickt, den ich gegenwärtiger Geschichte nachfolgen lasse, weil er, ihr vorausgehend, unverständlich seyn würde.

Dieser Brief hat mich zur Bekanntmachung der Erzählung bestimmt, da er mir die Gewißheit gab, daß sie niemand beleidigen noch in Verlegenheit bringen könne. Ich habe nicht ein Wort der Urschrift verändert. Selbst die Unterdrückung der Eigennamen rührt nicht von mir her, sie waren nicht anders, als wie sie hier gefunden werden, nur mit den Anfangsbuchstaben bezeichnet.

1.

Ich hatte so eben in meinem zwey und zwanzigsten Jahre meine Studien an der Universität zu Göttingen vollendet. Mein Vater, Minister des Churfürsten von ***, hatte die Absicht, mich die vorzüglichsten Länder Europa's durchlaufen zu lassen; dann wollte er mich zu sich berufen, mich in die Geschäfte, die seiner Leitung anvertraut waren, einweihen, und mich so vorbereiten, daß ich einst seinen Platz einnehmen könnte. Ich hatte, bey einem übrigens sehr zerstreuten Leben, durch allerdings hartnäckige Anstrengungen Fortschritte gemacht, die mich von den Gefährten meiner Studien vortheilhaft unterschieden, und die meinen Vater zu vielleicht übertriebenen Hoffnungen in Hinsicht meiner veranlaßten. Diese Hoffnungen machten ihn ge-

gen manche mir zur Last fallende Fehler zu nachsichtig; er ließ mich nie ihre Folgen empfinden. Er hatte in dieser Hinsicht immer meinen Bitten nachgegeben, und war ihnen sogar manchmal zuvor gekommen.

Unglücklicher Weise war sein Betragen vielmehr edel und großmüthig, als zärtlich. Ich war von seinen Rechten auf meine Dankbarkeit und Ehrfurcht durchdrungen; aber nie hatte unter uns irgend eine Vertraulichkeit Statt gefunden; sein Geist hatte eine gewisse Richtung der Ironie, die meiner Eigenthümlichkeit schlecht zusagte. Ich verlangte damals nur mich jenen ersten begeisternden Eindrücken hinzugeben, welche die Seele über die Gewöhnlichkeit des Lebens hinausheben, und ihr Verachtung gegen alles, was sie umgibt, einzuflößen pflegen. Ich fand in meinem Vater zwar keinen Tadler, doch einen kalten beißenden Beobachter, der sogleich mitleidig zu lächeln pflegte und das Gespräch sehr bald ungeduldig beendigte. Ich erinnere mich nicht, in den ersten zehn Jahren ein Gespräch von der Dauer einer Stunde

mit ihm geführt zu haben. Seine Briefe waren einnehmend, voll verständiger und gefühlvoller Rathschläge; aber kaum waren wir einer in des andern Gegenwart, als sich in seinem Benehmen eine gewisse Gezwungenheit zeigte, die ich mir nicht erklären konnte, und welche peinlich auf mich zurückwirkte. Ich wußte damals noch nicht, was die Schüchternheit sey, dieses innere Leiden, das uns auch bis ins vorgerückteste Alter folgt, die tiefsten Gefühle in unser Herz zurück drängt, unserem Ausdruck Kälte, und allem, was wir zu sagen versuchen, etwas Widernatürliches gibt, und uns nur unbestimmte Worte und eine mehr oder weniger bittere Ironie gestattet, als wollten wir uns gegen unsere eigenen Gefühle des Schmerzes wegen rächen, den wir, sie nicht erkennen geben zu können, empfinden. Ich wußte nicht, daß mein Vater selbst gegen seinen Sohn schüchtern war, und daß er oft, wenn er nun lange auf ein oder anderes Zeichen der Zuneigung, die seine scheinbare Kälte mir zu untersagen schien, gewartet hatte, mich mit Thränen in den

Augen verließ, und ſich gegen andere beklagte, daß ich ihn nicht liebe.

Der Zwang, den ich in ſeiner Gegenwart empfand, hatte auf meinen Charakter großen Einfluß. So ſchüchtern, wie er, aber lebhafter, weil ich jünger war, gewohnte ich mich, alle Empfindungen in mir zu verſchließen, Plane nur für mich allein zu entwerfen, auf Niemand als nur auf mich bey ihrer Ausführung zu zählen, und den Rath, das Intereſſe, den Beyſtand, ja ſelbſt die Gegenwart anderer wie ein Hinderniß zu betrachten. Ich nahm die Gewohnheit an, nie von dem, was mich beſchäftigte, zu reden, mich dem geſellſchaftlichen Geſpräche nur wie einer läſtigen Nothwendigkeit zu unterwerfen, und es fortwährend durch leichten Scherz zu beleben, wodurch es mir weniger ermüdend wurde; auch war ich auf dieſe Weiſe mehr im Stande einen wahren Gedanken zu verbergen. Daher kam ein gewiſſer Mangel an Hingebung, den mir noch jetzt meine Freunde vorwerfen, und jene Schwierigkeit, mich ernſthaft ins Geſpräch einzulaſſen, die

ich immer noch nur mit Mühe überwinde. Daher entstand in mir zugleich eine brennende Begierde nach Unabhängigkeit, große Ungeduld in Ertragung der Verhältnisse, die mich umgaben, und ein unüberwindlicher Abscheu, neue zu knüpfen. Ich fühlte mich nur dann zufrieden, wenn ich allein war; und so mächtig ist noch jetzt die Wirkung dieser Stimmung meines Geistes, daß, wenn ich auch in den unbedeutendsten Dingen mich zu irgend einer Wahl entscheiden soll, die Gegenwart der Menschen mich verwirrt, und ein natürlicher Drang mich antreibt, sie zu fliehen, um allein in Frieden mich meinen Betrachtungen hinzugeben. Dennoch hatte ich keineswegs einen so tief begründeten Egoismus, als ein solcher Charakter anzukünden scheint; und indem ich zwar an allem nur in so weit Theil nahm, als es mich betraf, hatte ich doch selbst an mir sehr geringes Interesse. Ich hatte in der Tiefe meines Herzens einen Hang zur Empfindsamkeit, dessen ich mir zwar nicht bewußt wurde, der mich aber, da ich ihn nicht befriedigen konnte, nach und nach von

allen Gegenständen, welche meine Aufmerksamkeit auf sich zogen, wieder entfernte. Diese Gleichgültigkeit gegen alles ward noch durch die Idee des Todes vermehrt, die mich, als ich noch sehr jung war, erschütterte; ich konnte nie begreifen, wie sich die Menschen so leichtsinnig darüber hinaussetzen konnten. Ich hatte in einem Alter von siebenzehn Jahren eine alte Frau sterben sehen, eine Frau von merkwürdiger bizarrer Wendung des Geistes, der den meinigen zu entwickeln angefangen hatte. Sie hatte sich, wie so viele andere, bey ihrem Eintritte in die Welt, die sie nicht kannte, derselben mit einer gewissen Stärke der Seele und wahrhaft großartigen Eigenschaften hingegeben; wie andere sah auch sie, weil sie sich gewissen, zwar erkünstelten, doch nothwendigen Verhältnissen nicht fügen wollte, ihre Erwartungen getäuscht, ihre Jugend war ohne Freuden vorüber gegangen, und das Alter hatte sie, ohne sie beugen zu können, erreicht. Auf einem Schlosse, in der Nähe unserer Güter, lebte sie unzufrieden und zurückgezogen, in Hinsicht ihres Vergnügens einzig auf den Geist

beſchränkt, und alles ſeiner Prüfung unterwerfend. Während des Zeitraums faſt eines vollen Jahres hatten wir in unſern unerſchöpflichen Unterredungen das Leben in allen ſeinen Geſtalten, den Tod aber als die Erſcheinung, die endlich alles beſchließe, betrachtet; und nachdem ich ſo viel über den Tod mit ihr geſprochen hatte, ſah ich, wie er ſie vor meinen Augen hinwegraffte.

Dieſes Ereigniß hatte mich mit Empfindungen über die Ungewißheit unſerer Beſtimmung erfüllt, und in ein leeres Hinbrüten verſenkt, von dem ich mich nicht befreyen konnte. Ich zog es nun vor, in den Dichtern dasjenige zu leſen, welches an die Kürze des menſchlichen Lebens erinnert. Ich fand, daß kein Ziel dieſes Lebens der Mühe irgend einer Anſtrengung werth ſey. Sonderbar iſt es, daß dieſer Eindruck gerade in dem Grade in mir ſchwächer wurde, als ſich die Jahre des Lebens über mir anhäuften. Iſt es vielleicht deßhalb ſo, weil in der Hoffnung immer etwas Ungewiſſes liegt, und die Laufbahn des Menſchen, wie ſich die Hoffnung zurückzieht, einen zwar ernſtern, doch

sicherern Charakter gewinnt? Erhält vielleicht das Leben mehr Wirklichkeit, je mehr alle Täuschungen aus demselben verschwinden, wie sich der Gipfel der Felsen klarer im Horizont abzeichnet, wenn sich die Wolken zerstreuen?

Göttingen verlassend, begab ich mich in die kleine Stadt D***. Diese Stadt war die Residenz eines Fürsten, der, wie die meisten Deutschlands, ein Gebiet von geringer Ausdehnung mit Milde beherrschte, aufgeklärte Männer, die sich dort niederließen, in seinen Schutz nahm, allen Meinungen vollkommen Freyheit gönnte, der aber durch altes Herkommen auf die Gesellschaft seiner Hofleute beschränkt, um sich her nur eine Menge unbedeutender mittelmäßiger Menschen versammelt hatte. Ich ward an diesem Hofe mit der Neugierde aufgenommen, welche natürlich jeder Fremde, der den Kreis der Eintonigkeit und Etikette unterbricht, zu erregen pflegt. Einige Monate hindurch sah ich nichts, was meine Aufmerksamkeit hätte fesseln konnen. Ich war für die Gefälligkeiten, die ich erfuhr, dankbar; allein theils hinderte mich meine Schüch-

ternheit davon Gebrauch zu machen, theils ließ die Ermüdung, welche eine Thätigkeit ohne Absicht hervorbringen mußte, mich die Einsamkeit jenen geschmacklosen Vergnügungen vorziehen, an denen man mich Theil zu nehmen einlud. Haß fühlte ich gegen Niemand, Wenige aber erregten meine Theilnahme. Doch die Menschen pflegen sich durch Gleichgültigkeit beleidigt zu finden; sie pflegen sie üblem Willen oder der Ziererey zuzuschreiben, und wollen es nicht für natürlich halten, daß man in ihrer Gesellschaft lange Weile empfinde. Ich suchte diese manchmal zu bezwingen, und flüchtete mich zu tiefem Stillschweigen, man nahm dieses Schweigen aber für Verachtung. Manchmal, durch dieß Schweigen selbst ermüdet, überließ ich mich dem Spotte; und mein Geist, einmal in Bewegung, riß mich über Ziel und Gränze hinaus. Ich deckte an einem einzelnen Tage alle Lächerlichkeiten auf, die ich einen Monat hindurch beobachtet hatte. Die plötzlichen unfreywilligen Vertrauten dieser Ergießungen wußten mir darum nicht Dank, und hatten Recht; denn es war nur das Be-

dürfniß zu sprechen, nicht aber Zutrauen, dem ich mich hingab. Ich hatte in den Unterredungen mit jener Frau, die zuerst meinen Gedanken Entwicklung gab, eine unüberwindliche Abneigung gegen allgemeine Grundsätze und dogmatische Formeln gewonnen; wenn ich nun die Mittelmäßigkeit mit Wohlgefallen über anerkannte Grundsätze sich verbreiten hörte, unbestritten in Hinsicht auf Moral, Convenienz oder Religion, Dinge, welche sie so gern auf dieselbe Stufe stellt, so fühlte ich mich zum Widerspruche angetrieben, nicht als wäre ich der entgegengesetzten Meinung gewesen, sondern weil mich eine so feste schwerfällige Überzeugung ungeduldig machte. Ich weiß übrigens nicht, welcher Instinct mich diesen allgemeinen unwiderleglich seyn sollenden Grundsätzen, die keine Einschränkung und keine Beugung vertragen wollen, mißtrauen lehrte. Thoren machen aus ihrer Moral eine dicht gepreßte untheilbare Masse, damit sie sich um so weniger in ihre Handlungen mengen, und sie in jeder Anwendung desto freyer lasse.

Dieses Betragen verursachte mir bald den

Ruf des Leichtsinns, der Sucht zu spotten, und der Bosartigkeit. Meine beißenden Bemerkungen wurden als eben so viele Proben einer haßerfüllten Seele, meine Spöttereyen als Angriffe gegen alles der Ehrfurcht Werthe betrachtet. Jene, über welche ich mich unrechtmäßiger Weise lustig gemacht hatte, fanden es bequem, sich an die Grundsätze anzuschließen, die sie mich in Zweifel zu ziehen anklagten. Weil ich sie wider meinen Willen einen auf Unkosten des andern zum Lachen gebracht hatte, so vereinigten sie sich alle gegen mich. Man konnte sagen, daß ich, indem sie mir ihre Lächerlichkeiten bemerken ließen, das Vertrauen, das sie mir schenkten, mißbrauchte; man konnte sagen, daß, indem sie sich meinen Blicken, so wie sie waren, zeigten, sie von meiner Seite das Versprechen der Verschwiegenheit erhalten hätten; indeß, ich war mir bewußt, nie einen solchen viel zu lästigen Vertrag eingegangen zu seyn. Sie hatten Vergnügen daran gefunden, mich ganz ohne Zwang gehen zu lassen, ich, sie zu beobachten und zu beschreiben; was sie Treulosigkeit nannten,

schien mir selbst eine sehr unschuldige und durchaus rechtliche Schadloshaltung.

Ich will mich hier nicht rechtfertigen; vielmehr habe ich seit lange dieser eben so leeren als leicht in Ausübung zu bringenden Gewohnheit unerfahrener Menschen entsagt. Ich will nur ganz einfach sagen, und dieß zwar für andere als für mich, der nun vor der Welt gesichert lebt, daß es Zeit brauche, um sich an die Menschen, so wie Eigennutz, Ziererey, Eitelkeit und Furcht sie bildeten, zu gewöhnen. Das Staunen der ersten Jugend beym Anblicke einer so erkünstelt durchgeführten Gesellschaft ist vielmehr einem der Natur noch treuen Herzen, als einer Bosartigkeit des Geistes zuzuschreiben. Die Gesellschaft selbst hat übrigens nichts davon zu besorgen; sie drückt so auf uns, und ihr dumpfer Einfluß wirkt so mächtig, daß sie uns sehr bald nach der allgemeinen Form ummodelt. Wir starren dann über nichts mehr als über unsere ehemalige Verwunderung, und wir finden uns in unserer neuen Gestalt recht bequem, wie man in einem von der Menge überfüllten

Theater endlich damit aufhört, daß man freyen Athem gewinnt, während man beym Eintritte nur mit Beschwerde Athem holte. Entgehen aber einige wenige diesem allgemeinen Schicksale, so verschließen sie ihre heimliche Mißbilligung in sich. In den meisten Lächerlichkeiten den Keim der Laster erblickend, scherzen sie über dieselben nicht mehr, weil die Verachtung, welche immer zu schweigen pflegt, an die Stelle des Spottes trat.

Es verbreitete sich also in der mich umgebenden kleinen Welt eine unbestimmte Unruhe über meinen Charakter. Man konnte mich keiner verwerflichen Handlung zeihen; man konnte mir selbst nicht einige abläugnen, welche edlen Sinn und Gefühl zu verrathen schienen; dennoch sagte man, ich sey ein Mensch ohne Moral, ein Mensch, auf welchen man sich nicht verlassen könne; zwey Benennungen, welche glücklich genug erfunden sind, um auf Dinge, wovon man nichts weiß, hinzudeuten, und um das, was uns selbst unbekannt blieb, errathen zu lassen.

2.

Zerstreut, unaufmerksam, gelangweilt, bemerkte ich den Eindruck, den ich machte, nicht; ich theilte meine Zeit zwischen meinen Studien, die ich oft um später nicht ausgeführte Projecte unterbrach, und zwischen Vergnügungen, die mir wenig Theilnahme abgewannen, als eine anfangs unbedeutend scheinende Begebenheit eine groſse Veränderung meiner Stimmung hervorbrachte.

Ein junger Mensch, mit welchem ich in ziemlich genauer Verbindung lebte, suchte seit einigen Monaten einer Frau zu gefallen, die noch zu den erträglichsten der Gesellschaft, in der wir lebten, gehörte. Ich war der sehr uninteressirte Vertraute seiner Unternehmung. Nach sehr langen Anstrengungen gelang es ihm endlich Gegenliebe zu gewinnen, und da er mich zum Vertrauten seines Mißgeschicks und seiner Leiden gemacht hatte, hielt er sich auch

verpflichtet, mir seine Fortschritte mitzutheilen. Nichts glich den Ausbrüchen des Übermaßes seiner Freude. Das Schauspiel eines so hohen Glücks ließ mich bedauern, selbst noch keinen Versuch gewagt zu haben. Ich hatte bis dahin noch mit keiner Frau eine Verbindung eingegangen, die meiner Eigenliebe schmeicheln konnte; jetzt schien sich mir eine neue Zukunft zu entschleyern, und ich fing an in der Tiefe meines Herzens ein neues Bedürfniß zu empfinden. In diesem Bedürfnisse lag zwar gewiß viele Eitelkeit; allein dennoch nicht Eitelkeit allein, im Gegentheile vielleicht weniger als ich selbst vermuthete. Die Empfindungen der Menschen sind undeutlich und verwirrt; sie sind aus einer Menge wechselnder Eindrücke herzuleiten, die der Beobachtung entgehen; die Sprache aber, immer viel zu wenig zart, und zu allgemein, vermag es wohl, sie anzudeuten, wird sie aber nie klar bezeichnen können.

Ich hatte in dem Hause meines Vaters in Hinsicht der Frauen ziemlich unsittliche Grundsätze angenommen. Mein Vater, der

zwar den äußern Anstand jederzeit streng befolgte, erlaubte sich dennoch über Verbindungen der Liebe sehr oft freye Äußerungen. Er betrachtete sie als, wenn nicht erlaubte, doch zu entschuldigende Unterhaltungen, und sah nur die Ehe aus einem ernsten Gesichtspuncte an. Er hatte den Grundsatz, ein junger Mann müsse sich sehr vor dem hüten, was man eine Thorheit begehen nennt, nämlich eine dauernde Verbindung mit einer Person einzugehen, die nicht, was Glücksumstände, Geburt, und andere äußere Vortheile betreffe, ihm ganz gleich sey. Sonst, meinte er, wenn es sich nicht um Heirath handle, könnten alle Fräuen ohne Anstand erobert und wieder verlassen werden; und ich hatte ihn mit einer Art Beyfall der Parodie eines bekannten Ausspruches: „dieß verursacht ihnen so wenig Schmerz, uns aber so viel Vergnügen" zulächeln gesehen.

Man weiß nicht genug, welchen tiefen Eindruck Äußerungen dieser Art auf die erste Jugend zu machen pflegen, und wie sehr in einem Alter, wo noch unsere Meinungen

zweifelhaft und schwankend sind, die Kinder zu erstaunen pflegen, wenn sie durch Scherze, denen alle Welt Beyfall schenkt, den bestimmten Vorschriften, die man ihnen gab, widersprechen sehen müssen. Diese Vorschriften werden bald in ihren Augen nichts als Zwangsformeln, welche die Ältern zur Abfindung ihres Gewissens ihnen zu wiederholen übereinkamen, jene leichten Scherze aber scheinen ihnen das wahre Geheimniß des Lebens einzuschließen.

Ich will geliebt seyn! rief ich, von undeutlichen Gemuthsbewegungen gequält; doch sah ich keine Person, die mir Liebe einflößen konnte, keine, die mir für Liebe empfänglich schien; ich befragte mein Herz, meine Neigungen, und fand nicht, daß es irgend Jemanden einen Vorzug vor andern zu geben gewohnt sey. So quälte ich mich innerlich, als ich mit dem Grafen von P***, einem Mann von vierzig Jahren, bekannt wurde, dessen Familie mit der meinigen in Verbindung stand. Er trug mir an, ihn zu besuchen. Unglücklicher Besuch! Er hatte seine Geliebte bey sich.

eine Pohlinn, berühmt durch ihre Schönheit, obgleich nicht mehr in der ersten Jugend. Diese Frau hatte, unerachtet ihrer ungünstigen Lage, bey mehreren Gelegenheiten einen ausgezeichneten Charakter gezeigt. Ihre Familie, in Pohlen bekannt und angesehen, war durch die Unruhen jenes Landes ins Verderben gekommen. Ihr Vater wurde des Landes verwiesen; ihre Mutter war in Frankreich eine Zuflucht suchen gegangen, und hatte ihre Tochter mit hingeführt, die sie bey ihrem Tode in gänzlicher Verlassenheit zurück ließ. Der Graf von P*** wurde zu ihr in Liebe hingezogen. Mir blieb die Art, wie sich diese Verbindung knüpfte, die, als ich Leonoren kennen lernte, schon seit lange festgestellt, und so zu sagen geheiligt war, immer ein Geheimniß. Hatte sie das Unglück ihrer Lage, oder die Unerfahrenheit ihres Alters in ein Verhältniß geworfen, dem ihre Erziehung, die Weise ihres Lebens und ihr Stolz, der ein bedeutender Zug ihres Charakters war, gleich stark widersprachen? Was ich weiß, und was alle Welt wußte, ist dieß, daß, als die Glücks-

umſtände des Grafen von P*** beynahe vernichtet, und ſogar ſeine Freyheit bedroht war, Leonore ihm ſo große Proben der Zuneigung gegeben, die glänzendſten Anträge mit ſolcher Verachtung zurückgewieſen, ſeine Gefahren wie ſeine Armuth mit ſolchem Eifer, ja mit ſolcher Freude getheilt hatte, daß auch die zweifelſüchtigſte Strenge der Reinheit ihrer Abſichten, und der Uneigennützigkeit ihres Betragens Gerechtigkeit widerfahren laſſen mußte. Ihrer Thätigkeit, ihrem Muthe, ihrem Verſtande, den Aufopferungen aller Art, denen ſie ſich ohne zu klagen hingab, verdankte ihr Geliebter einen Theil ſeiner wieder erlangten Güter. Sie hatten nun in D*** ihren Wohnort genommen, um dort einen Prozeß weiter zu führen, der dem Grafen von P*** ſeinen alten Wohlſtand zurückgeben konnte, und glaubten, daß ſie dort zwey Jahre bleiben würden.

Leonore hatte nicht ausgezeichneten Geiſt, aber ihre Ideen waren von großer Richtigkeit, ihre Art, ſich auszudrücken, war immer einfach, oft aber durch das Edle und Erha-

bene ihrer Empfindungen bewunderungswerth. Sie hatte viele Vorurtheile, alle aber standen gerade im umgekehrten Verhältnisse mit ihrem Interesse. Sie setzte den höchsten Werth in die Regelmäßigkeit des Betragens, vermuthlich weil das ihrige, nach der Kenntniß, die man davon hatte, es nicht war; sie war sehr religios, weil die Religion streng ihre Lebensweise verdammte. Im gesellschaftlichen Gespräche wies sie mit Ernst alles, was andern Frauen nur als ein unschuldiger Scherz erschienen wäre, von sich zurück; vermuthlich, weil sie immer besorgte, man möchte sich berechtigt glauben, übel gewählitere an sie zu richten. Sie hätte sich gern nur allein mit Menschen vom höchsten Range und durchaus untadeligen Sitten umgeben, weil gewöhnlich die Frauen, denen sie verglichen zu werden zitterte, mit gemischter Gesellschaft umgeben, und über den Verlust der Achtung sich hinaussetzend, nur das Vergnügen in ihren Verbindungen suchen. Mit einem Worte, Leonore war mit ihrem Schicksale in beständigem Streite. Sie pro...irte,

ſo zu ſagen, durch jede ihrer Handlungen, durch jedes ihrer Worte gegen die Claſſe, in welche ſie ſich gereiht fand; und da ſie wohl fühlte, daß die Wirklichkeit ſtärker als ſie war, und daß alle ihre Anſtrengungen nichts in ihrer Lage änderten, war ſie ſehr unglücklich. Zwey Kinder, die ſie vom Grafen von P*** hatte, erzog ſie mit äußerſter Strenge. Man hätte manchmal ſagen mögen, daß eine innere Empörung des Gefühls ſich zu jener mehr leidenſchaftlichen als zärtlichen Anhänglichkeit geſellte, die ſie ihnen bezeigte, und ſie ihr in gewiſſer Art läſtig machte. Wenn man ihr in beſter Abſicht über dieſe Kinder einige Bemerkungen machte, daß ſie heranwüchſen, über die Talente, die ſie zu zeigen verſprächen, oder welche Lebensweiſe ſie künftig einzuſchlagen haben würden, ſo ſah man ſie vor dem Gedanken erbleichen, daß ſie ihnen eines Tags ihre Abkunft würde geſtehen müſſen. Aber die kleinſte Gefahr, eine Stunde nur der Abweſenheit, führte ſie zu ihnen mit einer Ängſtlichkeit zurück, aus welcher eine Art Gewiſſensvorwurf und die Sehn-

ſucht hervorblickte, durch ihre Liebkoſungen ihnen das Glück zu geben, das ſie ſelbſt nicht finden konnte. Dieſer immerwährende Widerſpruch ihrer Empfindungen, und die Stelle, die ſie in der Welt einnahm, hatten ſie ſehr ungleicher Laune gemacht. Oft war ſie träumeriſch und ſtill, manchmal ſprach ſie mit Heftigkeit. Da ſie immer, auch in Mitte der allgemeinſten Unterredung durch irgend einen geheimen Gedanken gequält war, ſo gelangte ſie auch nie zu einer vollkommenen Ruhe. Aber eben dadurch kam in ihr Betragen etwas Stürmiſches und Unerwartetes, welches ſie ſelbſt anziehender machte, als ſie es ſonſt hätte ſeyn konnen. Das Seltſame ihrer Lage erſetzte in ihr die Neuheit der Ideen. Man betrachtete ſie mit Intereſſe und Neugierde, wie ein ſchones Gewitter.

Meinen Augen in einem Augenblicke dargeboten, wo mein Herz der Liebe, meine Eitelkeit eines glücklichen Erfolges bedurfte, ſchien mir Leonore eine meiner würdige Eroberung. Sie ſelbſt fand in der Geſellſchaft eines Mannes Vergnügen, der ſich

von denen, die sie bis jetzt gesehen hatte, sehr unterschied. Ihr Zirkel war aus einigen Freunden und Verwandten ihres Geliebten und aus deren Frauen zusammengesetzt, die das Ansehen des Grafen von P*** gezwungen hatte, seine Mätresse bey sich zu sehen. Die Männer waren eben so leer an Gefühl als an Ideen, die Frauen unterschieden sich von ihren Männern nur durch eine unruhigere, bewegungsreichere Mittelmäßigkeit, weil sie nicht wie jene die Ruhe des Geistes hatten, welche Beschäftigung und Regelmäßigkeit der Arbeit zu verleihen pflegt. Der leichtere Scherz, mehr wechselndes Gespräch, eine eigene Mischung von Melancholie und Heiterkeit, von Kleinmuth und Interesse, von Begeisterung und Ironie setzten Leonoren in Erstaunen, und fesselten sie. Sie redete mehrere Sprachen, in Wahrheit zwar nur unvollkommen, aber immer mit Lebhaftigkeit, oft mit Grazie. Ihre Gedanken schienen durch die Hindernisse hindurchzubrechen, und aus diesem Streite anmuthiger, naiver und neuer hervorzugehen; denn fremde Sprachen ver-

jüngern die Gedanken und befreyen sie von jenen gewohnten Wendungen des Ausdrucks, durch welche sie abwechselnd gemein oder geziert erscheinen. Wir lasen zusammen englische Dichter, wir gingen mit einander spatzieren; ich ging oft, sie des Morgens zu sehen, ich kehrte Abends zu ihr zurück; ich unterhielt mich mit ihr über tausend Gegenstände.

Ich dachte als kalter unparteyischer Beobachter ihren Charakter und ihren Geist zu erforschen; doch jedes Wort, was sie sprach, schien mir von einer unbegreiflichen Grazie umgeben zu seyn. Die Absicht ihr zu gefallen, welche meinem Leben neues Interesse gab, erregte mein ganzes Daseyn auf eine ungewohnte Weise. Ich schrieb diese fast zauberische Wirkung ihren Reitzen zu. Ich würde mein Glück noch vollkommener gefühlt haben, wäre nicht jene Verpflichtung gegen meine Eigenliebe bestanden. Diese Eigenliebe machte die dritte Person zwischen Leonoren und mir. Ich hielt mich gleichsam für verpflichtet dem Ziele, das ich mir gestellt hatte, so schnell als möglich zuzuschreiten. Ich gab mich also den

Eindrücken, die ich empfing, nicht ohne Rückhalt hin. Ich schämte mich ihr ein Geständniß zu machen, denn ich glaubte nur reden zu dürfen, um einen glücklichen Erfolg zu erfahren. Ich glaubte nicht Leonoren zu lieben, aber schon würde ich mich nicht haben entschließen können, ihr nicht zu gefallen. Sie beschäftigte mich ohne Unterlaß. Ich formte tausend Plane, ich erfand tausend Mittel der Eroberung voll jener Abgeschmacktheit ohne Erfahrung, die ihres Erfolges eben darum gewiß ist, weil sie noch nichts versucht hat.

Doch hielt mich eine unüberwindliche Schüchternheit zurück. Meine Reden erstarben mir auf den Lippen, oder endigten sich ganz anders, als ich beabsichtigt hatte. Ich bekämpfte mich innerlich, und ward unwillig gegen mich selbst.

Endlich suchte ich nach Gründen, die mich vor meinen Augen mit Ehre aus diesem Streite ziehen konnten. Ich sagte mir, man müßte nichts übereilen; Leonore sey auf mein Geständniß zu wenig vorbereitet; es sey besser noch zuzuwarten. Fast immer pflegen wir, um

mit uns selbst in Ruhe zu leben, unsere Unvermögenheit und Schwäche als wohl berechnetes System geltend zu machen, um jenen Theil unseres Selbst zu befriedigen, der, so zu sagen, der Zuschauer des andern ist.

Diese Lage verlängerte sich. Immer bestimmte ich den nächsten Tag als den unabänderlichen Zeitpunct einer bestimmten Erklärung, aber dieser nächste Tag verfloß dann immer wie der vorhergehende. So wie ich mich von Leonoren entfernte, verließ mich meine Schüchternheit, ich nahm dann alle meine immer wohlberechneten Plane wieder auf; doch kaum befand ich mich wieder in ihrer Gegenwart, als ich mich aufs neue zitternd und verwirrt fühlte. Wer in ihrer Abwesenheit in meinem Herzen hätte lesen können, wurde mich für einen kalten Verführer von geringer Empfindung gehalten, wer mich aber an ihrer Seite gesehen hätte, würde in mir einen in der Liebe noch unerfahrenen Neuling voll Bestürzung und Leidenschaftlichkeit zu erkennen geglaubt haben. Man würde sich gleich sehr in beyden Urtheilen betrogen ha-

ben. Es gibt keine vollkommene Einheit im Menſchen, und faſt nie iſt er durchgehends aufrichtig, oder durchaus falſch.

Durch dieſe wiederholt gemachten Erfahrungen endlich überzeugt, daß ich nie den Muth haben würde, mich Leonoren mündlich zu vertrauen, entſchloß ich mich, ihr zu ſchreiben. Der Graf von P*** war abweſend. Der Kampf, den ich lange mit meinem eigenen Charakter geführt hatte, der Unwille, den ich darüber empfand, daß ich ihn nicht hatte überwinden können, meine Ungewißheit über den Erfolg meines Verſuchs, gaben dem Briefe eine Unruhe, welche der Empfindung der Liebe ſehr ähnlich war. Erhitzt übrigens, wie ich es durch meinen eigenen Styl ward, empfand ich beym Schluſſe meines Briefes etwas von der Leidenſchaft, die ich mit aller möglichen Stärke mich auszudrücken bemüht hatte.

Leonore ſah in meinem Briefe, was natürlicher Weiſe darin zu ſehen war, die flüchtige Leidenſchaft eines Menſchen, der zehn Jahre weniger als ſie hatte, deſſen Herz ſich ihm noch

unbekannten Empfindungen aufschloß, und der mehr Mitleid als Zorn verdiente. Sie antwortete mir mit Güte, gab mir liebvolle Rathschläge, trug mir eine aufrichtige Freundschaft an, erklärte mir aber, daß sie mich bis zur Zurückkunft des Grafen von P*** nicht mehr bey sich sehen konnte.

Diese Antwort kehrte mich völlig um. Meine Einbildungskraft, durch das Hinderniß aufgereizt, bemächtigte sich meines ganzen Wesens. Ich, der sich vor einer Stunde noch Beyfall zulächelte, daß er nur Liebe heuchle, glaubte sie plötzlich in aller ihrer Wuth zu empfinden. Ich lief zu Leonoren, man sagte mir, sie sey ausgegangen; ich schrieb ihr. Ich bat sie, mir nur eine letzte Zusammenkunft zu gewähren, ich malte ihr in zerreißenden Ausdrücken meine Verzweiflung und die düstern Plane, welche ihr grausamer Entschluß mir eingab. Einen großen Theil des Tags hindurch harrte ich vergebens der Antwort; ich konnte meinen unsäglichen Schmerz nur dadurch in etwas besänftigen, daß ich mir oft wiederholte, ich wolle den nächsten Tag allen Hinder-

niſſen Troß bieten, um bis zu Leonoren zu gelangen, und ſie zu ſprechen. Man brachte mir des Abends einige Worte von ihr; ſie waren ſanft. Ich glaubte in ihnen eine Spur von Reue und Trauer zu bemerken; doch beſtand ſie auf ihrem Entſchluß, den ſie mir als unerſchütterlich ſchilderte. Ich begab mich des Morgens wieder zu ihr; ſie war auf ein Landgut verreiſet, deſſen Nahmen ihre Leute nicht wußten; es gab ſogar kein Mittel, ihr Briefe zukommen zu laſſen.

Ich ſtand lange unbeweglich an ihrer Thüre, auf keinen glücklichen Zufall mehr hoffend, durch den ich ſie wieder finden könnte. Ich mußte ſelbſt über das, was ich litt, ſtaunen. Die Augenblicke, wo ich mir geſagt hatte, daß ich nur allein nach einem glücklichen Erfolg eines Abenteuers trachte, daß es nur ein Verſuch ſey, den ich leicht wieder aufgeben könne, kamen mir jetzt ins Gedächtniß zurück. Ich begriff nicht, wie dieſes heftige unbezwingliche Leid über mich kam, das mein Herz zerriß. Mehrere Tage gingen auf dieſe Weiſe hin. Ich war für Zerſtreuung wie für

die Studien gleich unempfänglich. Ich irrte ohne Unterlaß vor Leonorens Thüre umher. Ich ging durch die Stadt, als hätte ich bey der Beugung um jede Straßenecke Hoffnung, ihr zu begegnen. Eines Morgens, auf einem dieser Ausflüge ohne Zweck, die dazu dienten, meiner innern Bewegung Ermüdung entgegen zu setzen, erblickte ich den Wagen des Grafen von P***, der von seiner Reise zurückkehrte. Er erkannte mich, und stieg aus. Nach einigen zwanavollen Worten sprach ich, meine Verwirrung verbergend, von der plötzlichen Abreise Leonorens. Ja, erwiederte er, eine ihrer Freundinnen hatte, ich weiß nicht welchen verdrießlichen Zufall, der Leonoren glauben ließ, ihr Trost dürfte dort nützlich seyn. Sie reiste ab, ohne mich um Rath zu fragen. Sie ist eine Person, welche sich von ihren Gefühlen beherrschen läßt, und deren immer thätiger Geist fast in der Aufopferung für andere Ruhe findet. Doch ihre Gegenwart ist mir zu wichtig. Ich will ihr schreiben. Sie kommt gewiß in einigen Tagen wieder.

Diese Versicherung beruhigte mich. Ich

fühlte meinen Schmerz nachlassen. Das erste Mal seit Leonorens Abreise konnte ich wieder frey athmen. Ihre Zurückkunft war nicht so schnell als Graf P*** gehofft hatte; aber ich hatte meine gewohnte Lebensart wieder angenommen, und die Beklemmung, die ich empfunden hatte, fing an, sich zu verlieren, als nach Verlauf eines Monats Graf P*** mich benachrichtigen ließ, Leonore werde Abends erwartet. Da er einen großen Werth darauf legte, ihr in der Gesellschaft den Platz, den ihr Charakter verdiente, wovon aber ihre Lage sie auszuschließen schien, zu bewahren, so hatte er zum Abendessen mehrere Frauen seiner Verwandten und Freunde, die Leonorens Umgang nicht vermieden, geladen.

Meine Erinnerungen kehrten wieder zurück, anfangs dunkel, bald aber lebhafter. Meine Eigenliebe schloß sich an sie an. Ich fand mich durch den Gedanken, eine Frau, die mich wie ein Kind behandelt hatte, sehen zu sollen, erniedrigt und gedemüthigt. Ich fürchtete, sie bey meiner Annäherung lächeln darüber zu sehen, daß eine kurze Abwesenheit

die aufbrausende Hitze eines jungen Kopfes habe dämpfen können; ich unterschied in diesem Lächeln eine Gattung mir geltender Verachtung. Stufenweise belebten sich wieder meine Gefühle. Ich war diesen Tag, selbst ohne an Leonoren zu denken, aufgestanden; eine Stunde später, nachdem ich die Nachricht ihrer Ankunft empfangen hatte, irrte ihr Bild vor meinen Augen, herrschte es in meinem Herzen, und Fieberschauer der Furcht, sie etwa nicht zu sehen, hatten mich ergriffen.

Ich blieb den ganzen Tag zu Hause. Ich hielt mich dort, so zu sagen, versteckt. Ich zitterte, daß etwa ein unbedeutendes Ereigniß unsere Zusammenkunft verhindere; dennoch war nichts natürlicher und gewisser, ich sehnte mich aber nach dieser Zusammenkunft mit solchem Feuer, daß sie mir unmöglich schien. Die Ungeduld verzehrte mich; jeden Augenblick zog ich die Uhr zu Rathe. Ich war genöthigt das Fenster zu öffnen, um zu athmen; mir brannte das Blut in meinen Adern.

Endlich hörte ich die Stunde schlagen, in der ich mich zu dem Grafen begeben sollte.

Meine Ungeduld verwandelte ſich plötzlich in Schüchternheit. Ich zog mich langſam an, ich fühlte mich gar nicht mehr gedrängt dort anzukommen. Ich empfand ſolchen Schauder vor dem Gedanken, daß meine Erwartung getäuſcht werden könnte, ein ſo lebhaftes Gefühl des Schmerzes, den ich zu erfahren Gefahr lief, daß ich gern alles aufgegeben hätte.

Es war ſchon ſpät, als ich bey Graf P*** eintrat. Ich erblickte Leonoren in der Tiefe des Zimmers ſitzen. Ich konnte nicht vorwärts; es ſchien mir, als hätte alle Welt die Augen auf mich gerichtet. Ich ging, mich in einem Winkel des Saals, hinter einer Gruppe Leute, die unter einander ſprachen, zu verbergen. Von dort betrachtete ich Leonoren. Sie ſchien mir etwas verändert, ſie war blaſſer als gewöhnlich. Der Graf erblickte mich in dem Rückhalte, in den ich mich geflüchtet hatte. Er kam zu mir, nahm mich bey der Hand, und führte mich zu Leonoren. „Ich ſtelle Ihnen," ſagte er, „einen derjenigen vor, über die Ihre unerwartete Abreiſe die größte Beſtürzung brachte." Leonore ſprach mit einer Frau an ihrer

Seite. Als ſie mich ſah, erſtarben die Worte auf ihren Lippen; ſie wurde ganz beſtürzt; ich ſelbſt war es gleichfalls in nicht geringem Grade.

Man konnte uns vernehmen. Ich ſtellte Leonoren einige unbedeutende Fragen. Wir gewannen beyde wieder einen Anſchein der Ruhe. Man meldete, es ſey aufgetragen. Ich bot Leonoren den Arm, ſie konnte ſich nicht verweigern. „Wenn Sie," ſagte ich, indem ich ſie führte, „mir nicht verſprechen, mich morgen um eilf Uhr zu empfangen, ſo reiſe ich auf der Stelle fort, verlaſſe mein Vaterland, meine Familie und meinen Vater; alle Bande will ich zerreißen, allen meinen Pflichten ſchwöre ich ab, und eile, gleichviel wohin, ein Leben zu enden, in deſſen Vergiftung Sie ſich gefallen." „Adolf," ſagte ſie, und zauderte. Ich machte eine Bewegung mich zu entfernen. Ich weiß nicht, was meine Mienen ausdrückten, ich hatte aber nie größern Schmerz empfunden.

Leonore ſah mich an. Schrecken, von Zuneigung begleitet, malte ſich in ihren Zügen.

„Ich werde Sie morgen empfangen," sagte sie, „aber ich beschwöre Sie ...." sie konnte nicht reden, da uns viele Leute folgten. Ich drückte mit meinem Arm ihre Hand; wir setzten uns zu Tische.

Ich hätte gewünscht, mich an Leonorens Seite zu setzen; allein der Herr des Hauses hatte es anders geordnet. Ich erhielt fast ihr gegenüber meinen Platz. Anfangs war sie nachdenkend. Wenn man das Wort an sie richtete, antwortete sie sanft, doch fiel sie bald in Zerstreuung zurück. Eine ihrer Freundinnen, durch ihr Schweigen und ihre Ermattung betroffen, fragte sie, ob sie krank sey? „Ich war die letzte Zeit her nicht wohl," erwiederte Leonore, „und auch jetzt fühle ich mich sehr bewegt." Ich trachtete in Leonorens Gemüth einen angenehmen Eindruck hervorzubringen. Ich wollte, indem ich mich liebenswürdig und geistreich zeigte, sie zu meinen Gunsten stimmen, und sie zur Zusammenkunft, die sie mir versprochen hatte, vorbereiten. Ich versuchte dann auf tausenderley Art ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen; ich führte das Gespräch auf

Gegenſtände, von welchen mir bekannt war, daß ſie ihre Theilnahme hatten; unſere Nachbarn mengten ſich ins Geſpräch. Ich war durch ihre Gegenwart begeiſtert; es gelang mir, daß ſie meiner Rede Gehör gab; ich ſah ſie bald lächeln. Ich empfand darüber ſo große Freude, meine Blicke verriethen ihr ſo große Erkenntlichkeit, daß ſie nicht umhin konnte, davon gerührt zu werden. Sie widerſtand dem geheimen Reize nicht mehr, den der Anblick des Glücks, das ich nur ihr dankte, in ihrer Seele verbreiten mußte, und als wir von der Tafel aufſtanden, waren unſere Herzen einverſtanden, als wären ſie nie getrennt geweſen. „Sie ſehen," ſagte ich, als ich ihr die Hand gab, um ſie in den Saal zurück zu führen, „daß Sie über mein ganzes Daſeyn gebieten; was that ich Ihnen, daß Sie Vergnügen daran empfinden, es mit Qual zu erfüllen?"

3.

Ich brachte die Nacht schlaflos zu. Es war nun in mir keine Rede mehr von berechneten Absichten und Planen; ich fühlte aufrichtig und wahrhaft Liebe. Nicht mehr die Hoffnung glücklicher Erfolge trieb mich zu handeln, vielmehr beherrschte mich das gefühlte Bedürfniß, jene, die ich liebte, zu sehen. Es schlug eilf Uhr. Ich begab mich zu Leonoren, sie erwartete mich. Sie wollte sprechen, ich bat sie aber mich anzuhören. Ich setzte mich zu ihr, denn ich konnte mich kaum aufrecht halten, und sprach die nachfolgende Anrede, nicht ohne wiederholt mich unterbrechen zu müssen.

„Ich komme nicht, um mich dem Spruche, den Sie gegen mich fällten, zu widersetzen; nicht um ein Geständniß, das Sie beleidigen konnte, zu widerrufen, vergebens würde ich dieß versuchen! Die Liebe, die Sie von sich sto-

ken, iſt unzerſtörbar. Der Zwang ſelbſt, den ich mir, um mit einiger Ruhe zu Ihnen zu ſprechen, in dieſem Augenblicke anthue, iſt ein Beweis von der Heftigkeit des Gefühls, das Sie beleidigt. Nicht aber, um mit Ihnen über dieſes Gefühl zu ſprechen, bat ich Sie, mich anzuhören; im Gegentheile, um Sie zu bitten, es zu vergeſſen, mich wie ſonſt bey ſich aufzunehmen, das Andenken des Wahnſinns eines Augenblickes zu verloſchen, und mich nicht darum zu beſtrafen, weil Sie von einem Geheimniſſe wiſſen, welches ich ewig in der Tiefe meiner Seele hätte verbergen ſollen. Sie kennen meine Lage, dieſen Charakter, den man bizarr und wild nennt, dieſes allen Freuden der Welt entfremdete Herz, welches ſich einſam in Mitte der Menge fühlt, und doch durch dieſe Abſonderung leidet, zu der es verdammt iſt. Ihre Freundſchaft hielt mich aufrecht; ohne dieſe Freundſchaft kann ich nicht leben. Sie zu ſehen, iſt mir zur Gewohnheit geworden. Sie ließen dieſe ſüße Gewohnheit entſtehen und ſich bilden: was that ich, um dieſen einzigen Troſt eines ſo

traurigen und düſtern Daſeyns zu verlieren? Ich bin über alle Beſchreibung unglücklich. So langes Unglück zu ertragen, fühle ich keinen Muth mehr. Ich hoffe nichts, ich verlange nichts, nur ſehen will ich Sie; aber ich muß Sie ſehen, wenn ich leben ſoll."

Leonore fuhr fort zu ſchweigen. „Was fürchten Sie," begann ich wieder. „Was fordere ich? das, was Sie jedem Fremden gewähren! Iſt es die Welt, die Sie ſcheuen? Dieſe Welt, ganz in ihre feyerlichen Nichtigkeiten verloren, wird in einem Herzen, wie das meine, nicht leſen konnen. Werde ich nicht klug ſeyn? handelt es ſich nicht um mein Leben? Leonore, weichen Sie meiner Bitte! Sie werden dennoch darin einigen Reiß finden. Es wird für Sie doch von einigem Vergnügen ſeyn, ſich ſo ſehr geliebt zu wiſſen, mich in Ihrer Nähe nur mit Ihnen beſchäftigt zu ſehen, nur für Sie lebend, Ihnen alles Gefühl des Glücks dankend, deſſen ich noch fähig bin, durch Ihre Gegenwart dem Schmerz und der Verzweiflung entriſſen."

Lange fuhr ich auf dieſe Art fort, immer

jeden Einwurf im voraus beseitigend, von tausend Seiten her dasjenige, was für mich zu sprechen schien, beleuchtend. Ich war so voll Demuth, so ergeben, ich verlangte so wenig, ich wäre durch eine Verweigerung so unglücklich gewesen!

Leonore wurde bewegt. Sie setzte mir mehrere Bedingungen. Sie wollte mich, doch nur sehr selten sehen, in Mitte zahlreicher Gesellschaft, mit der Bedingung zwar, daß ich ihr nie von Liebe sprechen sollte. Ich versprach, was sie verlangte. Wir waren beyde zufrieden, ich, ein Glück wieder erlangt zu haben, welches ich einzubüßen bedroht war, Leonore, weil sie sich zugleich großmüthig, gefühlvoll und mit Klugheit benommen hatte.

Schon den nächsten Tag machte ich von der Erlaubniß Gebrauch, die ich erhalten hatte. Dasselbe that ich die folgenden Tage. Leonore dachte nicht mehr daran, daß Seltenheit meiner Besuche nothwendig wäre; bald schien ihr nichts natürlicher, als mich täglich zu sehen. Zehn Jahre wandelloser Treue hatten Herrn von P*** unbedingtes Zu-

trauen eingeflößt, und er gestattete Leonoren die unbeschränkteste Freyheit. Da er gegen die allgemeine Meinung hätte kämpfen müssen, welche Leonoren von der Welt, mit der er zu leben berufen war, ausschloß, so freute es ihn, die Gesellschaft Leonorens sich vergrößern zu sehen. Sein volles Haus bestätigte in seinen Augen seinen Triumph über die allgemeine Meinung.

Wenn ich eintrat, sah ich in Leonorens Blicken einen Ausdruck des Vergnügens. Wenn sie sich im Gespräche unterhielt, wandten sich ihre Augen ungezwungen nach mir; man erzählte nichts Merkwürdiges, daß sie mich nicht, es zu hören, hinzu rief. Doch war sie nie allein; ganze Abende verflossen, ohne daß ich ihr etwas als nur einige unbedeutende unterbrochene Worte zuflistern konnte. So viel Zwang erzürnte mich bald; ich ward finster, schweigend, von ungleicher Laune, bitter, wenn ich mich ins Gespräch einließ. Ich konnte mich kaum bezwingen, wenn ein anderer als ich Leonoren allein unterhielt, und unterbrach mit Ungestüm ein solches Gespräch.

Es lag mir wenig daran, daß ich dadurch beleidigen konnte, und ich ward nicht immer von der Furcht, sie in Verlegenheit zu bringen, zurück gehalten. Sie klagte bey mir über diese Veränderung. „Was wollen Sie?" sagte ich mit Ungeduld. „Sie glauben gewiß viel für mich gethan zu haben; ich aber bin genöthigt, Ihnen zu sagen, daß Sie sich irren. Ich begreife von Ihrer neuen Art zu leben nichts! sonst lebten Sie zurückgezogen, Sie flohen ermüdende Gesellschaft, Sie vermieden jene ewigen Wechselgespräche, die sich nur aus dem Grunde so sehr in's Unendliche ausdehnen, weil sie nie hätten beginnen sollen. Jetzt aber ist Ihre Thüre der ganzen Erde aufgethan. Man konnte sagen, daß, indem ich mir den Eintritt bey Ihnen erbat, ich für die ganze Welt dieselbe Gunst wie für mich erhielt. Ich gestehe Ihnen, daß ich, der Sie sonst so vernünftig kannte, nie geglaubt hätte, Sie so leichtsinnig zu finden."

Ich bemerkte in Leonorens Zügen Unzufriedenheit und Traurigkeit. „Theure Leonore," sagte ich, sogleich in einen sanftern Ton über-

gehend, „verdiente ich denn nicht vor tausend lästigen Menschen, die Sie umlagern, ausgezeichnet zu werden? hat die Freundschaft nicht ihre Geheimnisse? ist sie in Mitte des Lärms der Menge nicht scheu und muthlos?"

Leonore fürchtete, wenn sie sich unbeugsam zeige, jene Unklugheiten sich erneuern zu sehen, die sie für sich und mich in Furcht setzten. Der Gedanke zu brechen, kam nicht mehr in ihr Herz. Sie willigte ein, mich manchmal allein zu sehen. Jetzt änderten sich rasch die strengen Vorschriften, die sie mir gegeben hatte. Sie erlaubte mir, ihr meine Liebe zu schildern, sie wurde nach und nach mit dieser Sprache vertraut; bald gestand sie selbst mir, daß sie mich liebte. Ich brachte einige Stunden zu ihren Füßen zu, mich für den glücklichsten Sterblichen erklärend, und gab ihr tausend Versicherungen der Zärtlichkeit, der Ergebenheit, der ewigen Verehrung. Sie erzählte mir, was sie durch den Versuch, sich von mir zu entfernen, gelitten habe; sie habe im Grunde gehofft, ich würde sie ihrer Be-

mühungen ungeachtet entdecken; wie das leiseste Geräusch, das ihr Ohr traf, ihr meine Ankunft zu verkünden schien, welche Bestürzung, welche Freude und Furcht sie empfand, als sie mich nun wieder sah, und wie sie, aus Mißtrauen gegen sich selbst, um die Neigung ihres Herzens mit der Klugheit zu vereinbaren, sich den Zerstreuungen der Welt hingegeben, und die Menge, die sie sonst zu fliehen pflegte, gesucht habe. Ich ließ sie auch die kleinsten Züge dieser Erzählung wiederholen. Die Geschichte einiger Wochen schien uns den Raum eines vollen Lebens auszufüllen. Die Liebe ersetzt durch eine Gattung Bezauberung den Mangel langer Rückerinnerungen. Jede andere Neigung bedarf einer Vergangenheit, die Liebe aber schafft, wie durch einen Zauberschlag, sich selbst eine Vergangenheit, mit der sie uns umgibt. Sie gibt uns, so zu sagen, das Gefühl, Jahre lang mit einem Wesen gelebt zu haben, das uns kaum erst fremd war. Die Liebe ist nur ein leuchtender Punct, dennoch scheint sie sich des ganzen Inbegriffs der Zeit zu bemächtigen. Vor wenigen Ta-

gen war sie noch nicht, bald wird sie nicht mehr seyn; aber so lange sie im Daseyn ist, verbreitet sie ihre Klarheit über die Zeit, die ihr vorausging, wie über jene, die ihr folgen wird.

Diese friedliche Stimmung dauerte dennoch nur kurze Zeit. Leonore war um so mehr gegen ihre Schwäche mißtrauisch, als die Erinnerung ihrer Fehler sie verfolgte; meine Einbildungskraft aber, meine Wünsche, ein gewisser Leichtsinn meiner Grundsätze, dessen ich selbst nicht gewahr wurde, emporte sich gegen eine solche Liebe. Immer furchtsam, oft aufgereizt, beklagte ich mich, ließ ich mich hinreißen, Leonoren mit Vorwürfen zu überhäufen. Mehr als einmal faßte sie den Entschluß, eine Verbindung zu zerreißen, die über ihr Leben nur Unruhe und Verwirrung verbreitete; mehr als einmal besänftigte ich sie durch meine Bitten, durch Widerrufungen und Thränen.

„Leonore," schrieb ich ihr eines Tages, „Sie kennen meine Leiden nicht; in Ihrer Nähe, und entfernt von Ihnen, bin ich gleich un-

glücklich. Während der Stunden, die uns trennen, irre ich, dem Zufalle hingegeben, gekrümmt unter der Last eines Daseyns, das ich nicht zu ertragen weiß. Die Gesellschaft belästigt mich, und die Einsamkeit drückt mich nieder. Jene Gleichgültigen, die mich beobachten, die nichts von dem ahnen, was mich beschäftigt, die mich mit Neugierde ohne Theilnahme, mit Befremdung ohne Mitleid ansehen, jene Menschen, die von andern Dingen als von Ihnen mit mir zu reden wagen, bringen meiner Seele tödtlichen Schmerz. Ich fliehe sie; doch einsam, suche ich umsonst Luft, die meiner gepreßten Brust Erleichterung verschaffen könnte; ich werfe mich auf jenen Boden nieder, der sich öffnen sollte, um mich für immer zu verschlingen. Ich lege mein Haupt auf den kalten Stein, der das brennende Fieber, das mich verzehrt, besänftigen soll; ich schleppe mich zu jenem Hügel hin, von welchem man Ihr Haus erblickt. Dort bleibe ich, die Augen auf die Zufluchtsstätte, die ich nie mit Ihnen bewohnen soll, geheftet; hätte ich Sie im Laufe des Lebens frü-

her getroffen, so hätten Sie die Meine werden können! Ich würde in meine Arme das einzige Wesen gedrückt haben, welches die Natur für mein Herz schuf, für dieses Herz, das so viel litt, weil es Sie suchte, und weil es Sie nur zu spät gefunden hat. Sind nun diese Stunden des Wahnsinns vorüber, und naht der Augenblick, wo ich Sie sehen darf, so nehme ich bebend den Weg nach Ihrer Wohnung. Ich fürchte, jeder, der mir begegnet, möchte die Gefühle, die mein Inneres birgt, errathen. Plötzlich halte ich inne, gehe langsamen Schrittes, verzögere den Augenblick des Glücks, dieses Glücks, durch alles bedroht, welches ich auf dem Puncte bin jeden Augenblick zu verlieren; ein unvollkommenes und gestörtes Glück, gegen welches sich vielleicht in jeder Minute traurige Ereignisse, eifersuchtsvolle Blicke, tyrannischer Eigensinn und Ihr eigener Wille verschwören. Wenn ich nun zur Schwelle Ihrer Thüre trete, wenn ich sie öffne, erfaßt mich ein neuer Schauder; ich schreite wie ein Verbrecher vorwärts, von allen Gegenständen, denen mein Blick begeg-

net, Gnade flehend, als wären sie alle meine Feinde, und beneideten mich alle um die Stunde des Glücks, die ich noch zu genießen habe. Der geringste Laut erschreckt mich, die geringste Bewegung in meiner Nähe bringt mir Entsetzen; das Geräusch meiner Tritte selbst bringt mich zum Zaudern. In Ihrer Nähe selbst fürchte ich noch irgend ein Hinderniß, das sich unversehends zwischen uns dränge. Endlich sehe ich Sie, ich sehe Sie, und gewinne wieder Athem, ich betrachte Sie stille stehend, wie der Flüchtling, der endlich die Stätte der Zuflucht erreicht, die ihn vor dem Tode schützt. Aber auch dann noch, wenn mein ganzes Seyn nach Ihnen hin strebt, wenn es mir so großes Bedürfniß wäre, von so vielen Qualen auszuruhen, mein Haupt auf Ihre Knie zu legen, und meinen Thränen freyen Lauf zu lassen, muß ich mich mit Gewalt zwingen, und selbst in Ihrer Nähe ein Leben voll Anstrengung leben. Nicht ein Augenblick der Ruhe, nicht ein Augenblick der Hingebung! Ihre Blicke beobachten mich, Sie sind in Verlegenheit, durch meine Unruhe fast

beleidigt. Ich weiß nicht, welcher Zwang auf jene köstlichen Stunden folgte, wo Sie mir wenigstens Ihre Liebe gestanden? Die Zeit flieht, neue Gegenstände der Theilnahme rufen Sie, und Sie vergessen sie niemals; Sie verzögern nie den Augenblick meiner Entfernung. Fremde treten ein; es ist mir nicht mehr erlaubt, Sie zu sehen; ich fühle, daß ich fliehen muß, dem Verdachte, der mich umgibt, mich zu entziehen. Ich verlasse Sie mehr erschüttert, zerrissener, und mehr der Vernunft beraubt, als da ich kam; ich verlasse Sie, und falle in jene schreckliche Einsamkeit zurück, wo ich mit mir selbst streite, ohne ein einziges Wesen zu finden, auf welches ich mich stützen und einen Augenblick ausruhen könnte."

Leonore war nie auf diese Art geliebt worden. Herr von P*** fühlte für sie zwar eine sehr aufrichtige Neigung, viele Dankbarkeit für ihre Anhänglichkeit, viele Achtung für ihren Charakter, aber es zeigte sich in der Art seines Benehmens gegen sie immer eine Gattung Überlegenheit über eine Frau, die sich ihm öffentlich hingegeben hatte, ohne sich

dieselbe durch die Ehe verbunden zu haben. Er hätte, der allgemeinen Meinung nach, eine ehrenvolle Verbindung eingehen können; er sagte es ihr nicht; er sagte es vielleicht sich selbst nicht, aber was man nicht sagt, ist darum nicht weniger vorhanden, und alles was ist, erräth sich leicht. Leonore hatte bis dahin noch keine Ahnung eines so leidenschaftlichen Gefühls, eines so ganz in dem ihren verlorenen Daseyns gehabt, wovon meine Raserey selbst, meine Ungerechtigkeiten und Vorwürfe unumstößliche Beweise waren. Ihr Widerstand hatte mein Gefühl und alle meine Ideen leidenschaftlich gesteigert; von den heftigsten Aufwallungen, die sie entsetzten, ging ich zur Unterwürfigkeit, Zärtlichkeit, zur abgöttischen Verehrung wieder zurück. Ich betrachtete sie, wie ein überirdisches Wesen; meine Liebe nahte sich religioser Verehrung, und hatte für sie um so mehr Reiz, da sie immer befürchtete, in einem ganz entgegengesetzten Sinne gedemüthigt zu werden. Sie gab sich endlich ganz hin.

Unglücklich der Mann, der im ersten Be-

ginn seiner Liebe nicht glaubt, daß sie ewig dauern werde. Unglücklich derjenige, der im Arme der Geliebten, die er kaum erst sein nennen darf, die unselige Vorhersehungsgabe behält, die ihm voraussagt, er werde sich wieder von ihr trennen können! Ein Weib, welches sich von ihrem Herzen dahin reißen läßt, hat in diesem Augenblicke etwas Rührendes und Heiliges. Nicht das Vergnügen, nicht die Natur, nicht die Sinne sind Verführer, jene kalten Berechnungen sind es, an die uns die Gesellschaft gewöhnte, jene Überlegungen sind es, welche die Erfahrung in uns erwachen läßt. Ich liebte, ich verehrte Leonoren mehr noch als ehemals, seit sie sich mir hingegeben hatte. Mit Stolz trat ich unter die Menschen, und maß sie mit Herrscherblicken. Die Luft, die ich athmete, war ihr allein ein Genuß. Ich warf mich vor der Natur nieder, ihr für die unerwartete unermeßliche Wohlthat zu danken, deren sie mich würdig gehalten hatte.

4.

Reih der Liebe, wer könnte dich schildern! Diese Überzeugung, daß wir endlich diejenige fanden, welche die Natur uns bestimmte, dieser plötzlich über unser Daseyn verbreitete Tag, der uns seine Geheimnisse aufzuhellen scheint, dieser hohe Werth, der sich nur an die kleinsten Ereignisse knüpft, diese rasch hinfliehenden Stunden, deren Inhalt in seinen Einzelnheiten so ganz aus unserer Erinnerung, eben seines sanften Charakters wegen, entschwindet, und in unserer Seele nur die eine große Empfindung des Glücks zurücklaßt, die ausgelaßene Frohlichkeit, die ohne besondere Veranlaßung sich manchmal jener nie erlöschenden Rührung beymengt; so viele Freude der Gegenwart, so schöne Hoffnung in der Entfernung, diese Freylaßung von allen gemeinen Sorgen, dieses Gefühl der Überle-

genheit über alles, was uns umgibt, die Gewißheit, daß bis zu unserem Heiligthum hinauf die Welt nicht reicht, dieß wechselseitige Verstehen, das jeden Gedanken erräth und jeder Empfindung entgegen kömmt! Reitz der Liebe, wer dich fühlte, wird dennoch dich nie zu schildern vermögen!

Herr v. P*** ward dringender Geschäfte wegen gezwungen, sich auf sechs Wochen zu entfernen. Ich war diese Zeit hindurch bey Leonoren, fast ohne Unterbrechung. Ihre Neigung zu mir schien durch das Opfer, das sie mir gebracht hatte, noch größer geworden zu seyn. Nie ließ sie mich von sich gehen, ohne zu versuchen, mich zurück zu halten. Ging ich, so fragte sie mich, wenn ich wieder kommen würde. Zwey Stunden der Trennung waren ihr etwas Unerträgliches. Sie bestimmte mit unruhvoller Genauigkeit den Augenblick meiner Rückkehr; ich willigte mit Freude ein, ich war dankbar, ich war durch die Zärtlichkeit, die sie mir zeigte, glücklich. Doch aber, die Anforderungen des gemeinen Lebens lassen sich nicht nach unserem Gutdünken unsern Wünschen

gemäß beugen. Es war mir manchmal unbequem, alle meine Schritte im voraus bestimmt, und jeden Augenblick gezählt zu wissen. Ich war gezwungen, alle meine Unternehmungen zu beschleunigen, und die meisten meiner Verhältnisse aufzugeben. Ich wußte nicht, was ich meinen Bekannten antworten sollte, wenn man mir irgend eine Unterhaltung vorschlug, die ich in gewöhnlicher Lage keinen Grund auszuschlagen gehabt hätte. Ich sehnte mich bey Leonoren nicht nach jenen Freuden des gesellschaftlichen Lebens, zu welchen ich nie große Neigung gefühlt hatte; aber ich wünschte, sie hätte mir erlaubt, ihnen mit mehr Freyheit zu entsagen. Es wäre mir süßer gewesen, zu ihr aus eigener Wahl zurück zu kehren, ohne mir sagen zu müssen, die Stunde komme, wo sie mich mit Ängstlichkeit erwarte, und ohne dem Glücke, das ich empfand, den Gedanken von der Pein, die sie fühlte, beygemischt zu finden. Leonore war damals gewiß ein lebhaft gefühltes Glück mein: Daseyns, aber sie war nicht mehr dessen Zweck, vielmehr nur das Band, das es knüpfte. Übrigens fürch-

tete ich, sie in Verlegenheit zu bringen. Meine immerwährende Gegenwart mußte ihre Leute, ihre Kinder, die mich beobachteten, befremden. Ich zitterte vor dem Gedanken, die Weise ihres Lebens zu zerstören. Ich fühlte, daß wir nicht für immer vereint seyn könnten, und daß es mir eine heilige Pflicht seyn müsse, die Ruhe ihrer Zukunft zu ehren. Ich gab ihr also, während ich sie meiner Liebe versicherte, Rathschläge der Klugheit. Aber je mehr ich ihr Ermahnungen dieser Art gab, desto weniger schien sie geneigt mich anzuhören. Zugleich fürchtete ich sehr, sie zu betrüben; wie nur ihr Antlitz mir einen Ausdruck des Leidens zeigte, war ihr Wille bereits der meinige geworden; nur wenn sie mit mir zufrieden war, fühlte ich mich wohl. Wenn ich, auf der Nothwendigkeit bestehend, sie für einige Augenblicke zu verlassen, es so weit gebracht hatte, mich zu entfernen, folgte mir das Bild des Schmerzes, den ich ihr verursacht hatte; ein Fieber der Reue ergriff mich, das sich mit jedem Augenblicke verdoppelte, und mich endlich besiegte; ich flog zu ihr zurück, und es

war mir ein Fest, sie zu trösten und zu beruhigen. Im Verhältnisse doch, als ich mich ihrer Wohnung näherte, mischte sich zu meinen sonstigen Gefühlen eine Empfindung des Verdrusses über diese sonderbare Herrschaft. Leonore selbst war heftig. Sie empfand, glaube ich, für mich, was sie für sonst Keinen empfunden hatte. In ihren frühern Verbindungen war ihr Herz durch eine schmerzliche Abhängigkeit gedrückt gewesen; mit mir jedoch fühlte sie sich durchaus ungezwungen, weil wir uns beyde im Verhältnisse wechselseitiger Gleichheit gegenüber standen. Sie hatte sich durch diese von aller Berechnung des Eigennutzes freyen Liebe vor ihren eigenen Augen erhoben, sie wußte, wie gewiß ich überzeugt war, daß sie mich nur meiner selbst wegen liebe. Aus dieser gänzlichen Hingebung an mich folgte aber auch, daß sie mir keine ihrer innern Bewegungen verheimlichte; und trat ich nur in ihr Gemach, darüber ungeduldig, daß ich es früher that, als ich wollte, so fand ich sie traurig oder erzürnt. Zwey Stunden hatte ich, entfernt von ihr, durch den Gedanken ge-

litten, daß sie meinetwegen leide, und ich litt wieder zwey Stunden in ihrer Nähe, ehe ich sie beruhigen konnte.

Dennoch war ich nicht unglücklich. Ich sagte mir, es sey süß, geliebt zu seyn, selbst mit solcher Heftigkeit. Ich fühlte, daß sie durch mich zufrieden war. Ihr Glück selbst war mir Bedürfniß, und ich wußte, daß auch ich ihrem Glücke unentbehrlich sey.

Übrigens diente die dunkle Vorstellung, daß, schon der Natur der Dinge nach diese Verbindung nicht von Dauer seyn könne, ein in vieler Hinsicht trauriger Gedanke, dennoch dazu, mich in meinen Anfällen von Ermüdung und Ungeduld zu beruhigen. Die Bande, welche Leonoren an den Grafen von P*** knüpften, das Mißverhältniß unseres Alters, die Verschiedenheit unserer Lage, meine Abreise, welche bereits schon, nur durch mancherley Zufälle verspätet worden war, die aber bald heranrücken sollte, alle diese Betrachtungen luden mich ein, so viel des Glücks zu geben und zu nehmen, als möglich seyn konnte.

Da ich der Jahre gewiß zu seyn glaubte, wollte ich nicht einiger Tage wegen mich zanken.

Der Graf von P*** kam zurück. Er verfehlte nicht, bald mein Verhältniß zu Leonoren zu vermuthen. Er empfing mich jeden Tag kälter und finsterer. Ich sprach von der Gefahr, die sie lief, lebhafter mit Leonoren. Ich flehte, sie möchte erlauben, daß ich für einige Tage meine Besuche einstellte. Ich machte sie auf die Folgen für ihren Ruf, ihr Glück und ihre Kinder aufmerksam. Sie hörte mich lange stillschweigend an. Sie war bleich wie der Tod. „Auf eine andere Art," sagte sie endlich, „werden Sie sich bald entfernen; beschleunigen wie nicht diesen Augenblick. Seyen Sie meinetwegen außer Sorge! Lassen Sie uns Tage, Stunden gewinnen! Tage, Stunden sind alles, was ich bedarf. Ich weiß nicht, Adolf, welches Vorgefühl mir sagt, daß ich in Ihren Armen sterben werde!"

Wir fuhren daher fort, wie sonst zu leben; ich immer voll Unruhe, Leonore immer traurig, der Graf stumm und kummervoll. Endlich kam der Brief, den ich erwartete.

Mein Vater befahl mir, mich zu ihm zu verfügen; ich brachte den Brief Leonoren. „Ich glaubte nicht," sagte sie, als sie ihn gelesen hatte, „daß es so bald seyn sollte;" dann in Thränen zerfließend, nahm sie mich bey der Hand, und sagte: „Adolf! Sie sehen, daß ich ohne Sie nicht leben kann! Was aus meiner Zukunft werden soll, weiß ich nicht, aber ich beschwore Sie, noch nicht abzureisen; suchen Sie einen Vorwand zu bleiben. Verlangen Sie von Ihrem Vater auf sechs Monate die Verlängerung Ihres Aufenthalts. Sechs Monate, ist dieß so lange?" Ich wollte diesen Entschluß bestreiten; aber sie weinte so bitter, sie zitterte so sehr, ihre Züge trugen das Gepräge eines so zerreißenden Schmerzes, daß ich inne halten mußte. Ich warf mich ihr zu Füßen, ich schloß sie in meine Arme, ich versicherte sie meiner Liebe, und ging fort, meinem Vater zu schreiben. Ich schrieb in der That mit jener Bewegung, die Leonorens Schmerz mir gegeben hatte. Ich fand tausend Ursachen zur Verspätung der Reise. Ich suchte den Nutzen hervor, der für mich daraus

erwachsen müßte, wenn ich einige Vorlesungen, denen ich in Göttingen nicht hatte beywohnen können, in D*** nachtrüge; und als ich den Brief auf die Post trug, hatte ich das brennende Verlangen, die Bewilligung meiner Bitte zu erhalten.

Ich kam Abends zu Leonoren zurück. Sie saß auf einem Sopha. Der Graf von P*** war eben am Kamine, und ziemlich von ihr entfernt. Die zwey Kinder waren in der Tiefe des Zimmers, ohne zu spielen, auf ihren Gesichtern las man das Befremden der Kindheit, wenn diese eine Bewegung bemerkt, wovon sie die Ursache nicht errathen kann. Ich unterrichtete Leonoren durch ein Zeichen, daß ich das, was sie wünschte, gethan habe. Ein Strahl der Freude leuchtete in ihren Augen, doch verschwand er sogleich wieder. Wir sprachen nichts. Das Stillschweigen fing an für alle drey ein Gegenstand der Verlegenheit zu werden. „Man sagte mir," fing endlich der Graf an, „daß Sie sich zur Abreise anschicken?" Ich antwortete ihm, daß ich davon nichts wisse. „Es scheint mir," erwiederte er,

„daß man in Ihrem Alter nicht säumen sollte, irgend eine Geschäftsbahn einzuschlagen, übrigens" — fügte er hinzu, indem er Leonoren ansah — „denkt hierüber vielleicht nicht jedes wie ich."

Die Antwort meines Vaters kam bald. Ich zitterte, indem ich den Brief öffnete, über den Schmerz, den eine abschlägige Antwort Leonoren verursachen würde. Es schien mir selbst, ich würde denselben mit gleicher Bitterkeit gefühlt haben. Indem ich aber die Bewilligung, länger zu bleiben, las, die mir der Brief gab, stellte sich alles Unangenehme einer Verlängerung meines Aufenthalts plötzlich meinem Auge dar. „Noch sechs Monate von Unbehaglichkeit und Zwang!" rief ich aus, „noch sechs Monate, während welcher ich einen Mann beleidige, der mir Freundschaft bezeugte. Ich sehe eine Frau, die mich liebt, in Gefahr, ich lasse es darauf ankommen, ihr die einzige Lage, in der sie ruhig und geachtet leben kann, zu rauben; ich betriege meinen Vater, und warum? weil ich den Augenblick fürchte, in dem ich einem Schmerze

die Stirne bieten soll, der früher oder später unausweichbar ist! Empfinden wir diesen Schmerz nicht täglich, tropfenweise zugemessen? Ich bringe Leonoren nur Ode!; mein Gefühl, wie es ist, kann sie nicht befriedigen. Ich opfere mich für sie, ohne Erfolg für ihr Glück, ich selbst lebe hier ohne Nutzen, ohne Unabhängigkeit; indem ich nicht einen Augenblick frey habe, und nicht eine Stunde in Ruhe athmen kann." Ich kam zu Leonoren, ganz mit diesen Gedanken beschäftigt; ich fand sie allein. „Ich bleibe noch sechs Monate," sagte ich. — „Sie bringen mir diese Nachricht trocken genug." — „Weil ich, ich gestehe es, die Folgen dieses Aufschubs für uns beyde gleich sehr fürchte." — „Es scheint mir doch, daß diese Folgen für Sie nicht sehr verdrießlich seyn können." — „Sie wissen sehr wohl, Leonore, daß ich mich nicht mit mir am meisten zu beschäftigen pflege." — „Eben so wenig mit dem Glücke anderer." — Das Gespräch hatte einen stürmischen Gang genommen. Leonore fühlte sich durch mein Mißvergnügen bey einer Gelegenheit, wo sie glaubte, daß ich ihre

Freude hätte theilen sollen, verletzt; die Quelle dieses Mißvergnügens war aber der Triumph, den sie über meine früheren Entschließungen davon getragen hatte. Die Scene wurde heftig; wir brachen in wechselseitige Vorwürfe aus. Leonore klagte mich an, ich hätte sie betrogen, ich hätte nur eine flüchtige Neigung für sie gefühlt, hätte ihr die Liebe des Grafen entfremdet, und sie vor den Augen der Welt in jene Lage zurückgedrängt, aus welcher hinaus zu kommen sie ihr ganzes Leben durch bemüht gewesen sey. Ich ward erzürnt zu sehen, daß sie nun gegen mich dasjenige kehrte, was ich nur aus Gehorsam gegen sie, und aus Furcht, sie zu betrüben, gethan hatte. Ich klagte über Zwang, über meine in Unthätigkeit sich verzehrende Jugend, über den Despotismus, den sie in Hinsicht jeder meiner Schritte ausübe. Indem ich so sprach, sah ich ihr Antlitz plötzlich von Thränen bedeckt; ich hielt inne, kehrte zu dem, was ich gesprochen, wieder zurück, widerrief oder erklärte es. Wir umarmten uns; aber der erste Streich war gefallen, die erste Schran-

ke gebrochen. Wir hatten beyde nicht wieder zu vertilgende Worte gesprochen; wir konnten schweigen, nicht aber sie wieder vergessen. Man ist oft lange, ohne gewisse Dinge zu sagen; einmal aber ausgesprochen, hort man nicht auf, sich dieselben zu wiederholen.

Wir lebten so vier Monate, in gezwungenen Verhältnissen, oft zwar angenehm, nie doch vollkommen frey; wohl dem Vergnügen, nicht aber einer Freude empfänglich. Leonore aber sagte sich nicht von mir los. Nach den lebhaftesten Zwistigkeiten fühlte sie dasselbe Verlangen mich wieder zu sehen, bestimmte sie mit eben der Genauigkeit die Stunde unseres Wiedersehens, als wäre unsere Verbindung die friedseligste und zärtlichste gewesen. Ich habe es mir oft gedacht, daß mein Betragen selbst dazu beytrug, Leonoren in dieser Stimmung zu erhalten. Hätte ich sie mit gleicher Heftigkeit, wie sie mich, geliebt, so würde sie mehr Ruhe gewonnen, und ihrer Seits überlegt haben, welchen Gefahren sie Troß bot. Aber alle Vorsicht war ihr verhaßt, weil ich diese Vorsicht hatte. Sie berechnete ihre

Opfer nicht, weil ſie nur damit beſchäftigt war, mich zu bewegen, ſie anzunehmen. Sie hatte die Zeit nicht, in Hinſicht meiner kälter zu werden, weil ſie all ihre Zeit und all ihre Kraft nur dazu verwendete, mich ihr zu erhalten. Die nun feſtgeſetzte Zeit meiner Abreiſe rückte herbey, und indem ich an ſie dachte, fühlte ich ein Gemiſch von Freude und Trauer, gleich einem Manne, der durch eine ſchmerzhafte Operation die gewiſſe Geneſung erkaufen ſoll.

Eines Morgens ſchrieb mir Leonore, den Augenblick zu ihr zu kommen. „Der Graf," ſagte ſie, „verbietet mir, Sie wieder zu ſehen! ich will dieſem tyranniſchen Befehle nicht gehorchen. Ich bin dieſem Menſchen in die Verweiſung gefolgt, ich habe ſein Vermögen gerettet, und in allem ſeinen Vortheil befördert. Er kann mich jetzt immer entbehren; ich aber kann Sie nicht vermiſſen." Man kann leicht denken, welche Bitten ich aufwandte, ihr dieſen Vorſatz, den ich nicht begriff, auszureden; ich machte ſie auf die öffentliche Meinung aufmerkſam. „Dieſe öffentliche Mei-

nung," sagte sie, „war in Hinsicht meiner niemals gerecht. Ich erfüllte während zehn Jahren meine Pflichten besser als irgend eine Frau, und diese Meinung stieß mich nichts desto weniger von der Stelle, die ich verdiente, zurück." Ich erinnerte sie an ihre Kinder. — „Meine Kinder sind des Grafen; er hat sie erkannt, er wird für sie sorgen. Sie werden nur zu glücklich seyn, wenn sie eine Mutter vergessen, mit der sie nur ihre Schande theilen können." — Ich wiederholte meine Bitten. „Hören Sie," sagte sie mir, „wenn ich mit dem Grafen breche, werden Sie sich weigern, mich zu sehen? werden Sie es verweigern," wiederholte sie, indem sie meinen Arm mit einer Heftigkeit ergriff, die mich zittern machte. „Gewiß nicht," erwiederte ich, „und je mehr Sie unglücklich sind, desto inniger werde ich Ihnen anhangen; aber überlegen Sie ...." — „Alles ist überlegt," unterbrach sie mich. „Er wird zurückkommen; entfernen Sie sich jetzt, kommen Sie nicht mehr hierher zurück."

Ich brachte den Rest des Tages in un-

ausſprechlicher Angſt zu. Zwey Tage verfloſſen, ohne daß ich etwas von Leonoren hörte. Ich litt durch die Unbekanntſchaft mit ihrem Schickſale, ich litt ſelbſt deßhalb, weil ich ſie nicht ſah, und war über den Schmerz befremdet, den dieſe Entfernung mir verurſachte. Dennoch wünſchte ich, ſie hätte den Vorſatz, von dem ich ſo viel für ſie befürchtete, aufgegeben, und ich fing an mir zu ſchmeicheln, es ſey geſchehen, als ein Weib mir ein Briefchen brachte, worin mich Leonore bat, ſie in einer gewiſſen Gaſſe, einem gewiſſen Hauſe im dritten Stockwerke zu beſuchen. Ich eilte hin zu kommen, noch immer hoffend, ſie habe, da ſie bey dem Grafen mich nicht ſehen konnte, mich anderswo das letzte Mal ſprechen wollen. Ich fand ſie mit den Vorbereitungen zur vollſtändigen Herrichtung einer Wohnung beſchäftigt. Sie kam mir entgegen, zugleich zufrieden und ſchüchtern ausſehend, indem ſie in meinen Augen den Eindruck, den ſie hervorbrachte, zu leſen ſuchte. „Alles iſt gebrochen," ſagte ſie mir, „und ich bin vollkommen frey. Ich habe von meinem Privateigenthu-

me fünf und siebenzig Louisd'or Renten. Sie bleiben sechs Wochen hier; wenn Sie reisen, werde ich vielleicht einen Aufenthalt wählen können, der Ihnen näher als dieser liegt. Sie werden vielleicht mich zu sehen kommen;" und, als hätte sie meine Antwort gefürchtet, ging sie nun in eine Menge Einzelnheiten dieses Plans ein. Sie suchte mich auf tausenderley Art zu überreden, daß sie glücklich seyn werde, daß sie mir nichts aufgeopfert habe, daß das, was sie gethan, ihr auch ganz ohne Rücksicht auf mich das Zuträglichste sey. Es war sichtbar, daß sie sich sehr anstrengte, und selbst nur die Hälfte von dem glaubte, was sie sagte. Sie betäubte sich durch ihre eigenen Worte, aus Furcht, die meinigen zu hören, sie verlängerte mit großer Lebhaftigkeit ihre Rede, um den Augenblick weiter zurück zu drängen, wo sie meine Einwürfe in Verzweiflung stürzen konnten. Ich konnte in meinem Herzen auch nicht einen gegen sie aufbringen. Ich nahm ihr Opfer an, ich dankte ihr, versicherte sie, daß es mein Glück begründe; ich sagte ihr noch viel mehr, und betheuer-

te, ich hätte immer nur gewünscht, daß eine unveränderliche Entscheidung mir es zur Pflicht mache, sie nie mehr zu verlassen. Ich schrieb meine Unentschlossenheit einem Zartgefühle zu, das mir in den Umsturz ihres Glücks einzuwilligen untersagte. Ich hatte, mit einem Worte, keinen andern Gedanken, als allen Schmerz, Furcht und Reue, jede Ungewißheit über meine Empfindung fern von ihr zu scheuchen. Während ich mit ihr sprach, dachte ich nur an dieß Eine, und meine Versprechungen waren aufrichtig.

5.

Die Trennung Leonorens von dem Grafen von P*** hatte in der Welt Folgen, die nicht schwer vorauszusehen waren, hervorgebracht. Leonore verlor in einem Augenblicke die Früchte zehnjähriger Hingebung und Treue. Man vermengte sie mit den andern Weibern ihrer Classe, die sich ohne Bedenken tausend auf einander folgenden Liebesverbindungen hingeben. Weil sie ihre Kinder verlassen hatte, wurde sie als eine unnatürliche Mutter betrachtet, und die Frauen von untadeligem Rufe, wiederholten mit selbstgefälliger Zufriedenheit, daß das Vergessen der wesentlichsten Tugend ihres Geschlechts sich bald auf alle andern Tugenden ausdehne. Zugleich beklagte man sie, um nicht das Vergnügen, mich selbst zu schmähen, einzubüßen. Mein Betragen war nach ihnen das eines Verführers, eines

Undankbaren, der die Gaſtfreundſchaft verletzt, und um einer augenblicklichen Laune nachzugeben, den Frieden zweyer Perſonen geſtört habe, deren eine er hätte ehren, die andere ſchonen ſollen. Einige Freunde meines Vaters machten mir ernſthafte Vorſtellungen; andere, die weniger frey mit mir zu ſprechen gewohnt waren, ließen mich ihre Mißbilligung durch Anſpielungen fühlen. Die jungen Leute im Gegentheile zeigten ſich von der Geſchicklichkeit bezaubert, mit welcher ich den Grafen hinter das Licht geführt, und unter endloſen Scherzen, die ich vergebens von mir zu weiſen verſuchte, wünſchten ſie mir zu meiner Eroberung Glück, und gelobten mir, mich nachzuahmen. Ich wüßte es nicht darzuſtellen, was ich durch dieſe ernſten Vorwürfe und beſchönernden Lobſprüche zu leiden hatte. Ich bin überzeugt, daß, wenn ich Liebe für Leonoren gefühlt hätte, ich die öffentliche Meinung zu unſeren Gunſten gewendet hätte; ſo groß iſt die Kraft des wahren Gefühls, daß, wenn es ſich äußert, alle falſchen Auslegungen, und alle künſtlichen Herkommlichkeiten der Geſell-

schaft verstummen müssen. Aber ich war nur ein schwacher Mensch, dankbar, und beherrscht. Ich war durch keinen Trieb des Herzens aufrecht gehalten. Ich sprach daher mit Verlegenheit, suchte das Gespräch abzubrechen, und verlängerte es sich, endete ich mit ein Paar Worten, welche den andern anzeigten, daß ich Streit mit ihnen zu beginnen bereit sey. In der That war es mir lieber, mich mit ihnen zu schlagen, als ihnen zu antworten.

Leonore bemerkte bald, daß die öffentliche Meinung sich gegen sie kehre. Zwey Verwandte des Grafen von P***, die er sonst durch sein Ansehen gezwungen hatte, mit ihr umzugehen, brachen ihre Verbindung mit Leonoren auf die Lärm erregendste Art ab, glücklich sich nun unter dem Schutze strenger Sittlichkeit ihren lange verhehlten mißgünstigen Gesinnungen frey überlassen zu dürfen. Die Männer setzten ihre Besuche fort, aber die Art, mit welcher sie Leonoren behandelten, hatte eine gewisse Vertraulichkeit, die ihr leicht verrieth, daß kein mächtiger Schützer sie mehr unterstütze, und keine beynahe ge-

heiligte Verbindung sie rechtfertige. Die einen kamen zu ihr, weil, wie sie sagten, sie sie von je her gekannt hätten; die andern, weil sie noch schön sey, und weil der Leichtsinn ihres letzten Schrittes ihnen Hoffnungen gegeben hatte, die sie ihr nicht zu verheimlichen trachteten. Jeder brachte eine Ursache seines Umgangs mit ihr hervor, das heißt, jeder glaubte einer Entschuldigung zu bedürfen. So sah sich die unglückliche Leonore auf einmal in die Lage versetzt, der sie ihr ganzes Leben hindurch hatte entfliehen wollen. Alles traf zusammen, um ihre Seele zu quälen, und ihren Stolz zu verwunden. Sie betrachtete das Verlassenseyn durch die einen, als ein Zeichen der Verachtung, und die Zudringlichkeit der andern als Anzeigen irgend einer beleidigenden Hoffnung. Ach, ganz gewiß! ich hätte sie trosten, ich hätte sie an mein Herz drücken, und ihr sagen sollen: leben wir Eines für das Andere, laß uns die Menschen, die uns verkennen, vergessen, seyen wir durch unsere eigene Achtung und unsere Liebe glücklich! Ich versuchte es auch: aber was vermag

um eine bereits verlöschende Neigung zu beleben, ein Entschluß, aus Pflicht gefaßt?

Leonore und ich verstellten uns eines gegen das andere. Sie konnte mir ihre Leiden nicht vertrauen, die von einem Opfer herrührten, das, wie sie wohl wußte, ich nicht verlangt hatte. Ich hatte dieses Opfer angenommen, und durfte mich über das Unglück, das ich voraus gesehen, welchem vorzubeugen ich aber nicht die Kraft gehabt hatte, nicht beklagen. Wir schwiegen daher über den einzigen Gedanken, der uns ununterbrochen beschäftigte. Wir verschwendeten an uns Liebkosungen, und sprachen von Liebe, aus Furcht von etwas anderem zu reden.

Wenn einmal zwischen zwey Herzen, die sich lieben, ein Geheimniß waltet, wenn Eines sich einmal entschließen konnte, dem Andern einen einzigen Gedanken zu verbergen, so ist ihr Glück gebrochen, und ihre Freude zerstört. Zorn, Ungerechtigkeit, selbst Zerstreuung lassen sich wieder gut machen, die Verstellung aber wirft in die Liebe ein fremdes Element, die diese ihrer eigenthümlichen

Natur entäußert, und vor ihren eigenen Augen welken läßt.

Durch einen lächerlichen Widerſpruch trug ich, der mit der heftigſten Verachtung auch die kleinſte Beſchuldigung Leonorens zurückwies, durch meine Äußerungen im Allgemeinen ſelbſt dazu bey, ihr Unrecht zu thun. Ich hatte mich ihrem Willen unterworfen, die Herrſchaft der Weiber aber war mir ein Gräuel geworden; ich hörte nicht auf gegen ihre Schwächen, ihre Forderungen, gegen den Despotismus ihrer Klagen, zu declamiren. Ich trug die härteſten Grundſätze zur Schau, und derſelbe Menſch, der nicht einer Thräne widerſtehen konnte, der ſchon der ſtummen Betrübniß nachgab, der in der Entfernung ſelbſt von dem Bilde des Leidens, das er verurſacht hatte, verfolgt ward, zeigte ſich in allen ſeinen Äußerungen verachtend und unerbittlich. Alle meine Leonoren ſelbſt betreffenden Lobſprüche zerſtörten den Eindruck nicht, den dergleichen Sätze hervorbrachten. Man haßte mich, man bedauerte ſie, aber man ſchätzte ſie nicht. Man ſchob es auf ſie zurück, daß ſie dem

Geliebten nicht mehr Achtung für ihr Geschlecht, nicht mehr Ehrfurcht für die Bande des Herzens eingehaucht habe.

Ein Mann, der Leonoren fortgesetzt besuchte, und der seit ihrem Bruche mit dem Grafen ihr die lebhafteste Leidenschaft gezeigt hatte, um seiner zudringlichen Verfolgungen wegen von ihr zurückgewiesen, erlaubte sich über sie so beleidigende Spöttereyen, daß es mir unmöglich schien, sie zu ertragen. Wir schlugen uns: ich verwundete ihn gefährlich, und ward selbst verwundet. Ich bin nicht im Stande die Vereinigung von Verwirrung, Entsetzen, Dankbarkeit und Liebe zu beschreiben, die sich auf Leonorens Zügen malte, als sie mich nach dieser Begebenheit wieder sah. Sie zog, meinen Bitten ungeachtet, zu mir; sie verließ mich bis zu meiner Besserung nicht einen Augenblick. Sie las mir des Tages vor, einen großen Theil der Nächte hindurch wachte sie an meiner Seite; sie beobachtete meine kleinsten Bewegungen, all meinen Wünschen kam sie zuvor; ihre erfindungsreiche Güte vervielfältigte ihre Ge-

ſwicklichkeiten, und verdoppelte ihre Kräfte. Sie verſicherte ohne Ende, daß ſie mich nicht überlebt haben würde. Ich war von Neigung zu ihr durchdrungen, und von innern Vorwürfen zerriſſen. Ich hätte gern in mir etwas gefunden, eine ſo beſtändige und zarte Anhänglichkeit zu vergelten: ich rief die Rückerinnerungen, die Einbildungskraft, die Vernunft ſelbſt, und das Gefühl der Pflicht zu Hülfe. Vergebene Anſtrengungen! Die Schwierigkeit der Lage, die Gewißheit einer Zukunft, die uns trennen wollte, vielleicht ich weiß nicht welche Widerſetzlichkeit gegen eine Verbindung, welche aufzulöſen mir unmöglich war, verzehrten mich innerlich. Ich warf mir die Undankbarkeit vor, die ich ihr zu verbergen ſuchte. Ich betrübte mich, wenn ſie an einer Liebe zu zweifeln ſchien, die ihr ſo ſehr Bedürfniß war; ich war nicht weniger traurig, wenn ſie an dieſe Liebe zu glauben ſchien. Ich fühlte, daß ſie beſſer als ich war; ich verachtete mich als ihrer unwerth. Es iſt ein ſchreckliches Unglück nicht geliebt zu ſeyn, wenn man liebt; aber es iſt ein viel großeres, mit

Leidenschaft geliebt zu seyn, wenn man nicht mehr liebt. Dieß Leben, das ich eben für Leonoren gewagt hatte, ich hätte es gern hingegeben, wenn sie ohne mich hätte glücklich seyn können.

Die sechs Monate, die mir mein Vater bewilligt hatte, waren vorüber, und man mußte an die Abreise denken. Leonore widersetzte sich derselben nicht; sie versuchte nicht einmal sie zu verspäten; aber sie nahm mir das Versprechen ab, daß ich nach zwey Monaten sie besuchen, oder ihr erlauben wollte sich mir zu nähern. Ich schwur es ihr feyerlich zu. Welche Verbindlichkeit hätte ich nicht in einem Augenblicke eingegangen, wo ich sie gegen sich selbst im Kampfe, und ihre Fassung behaupten sah! Sie hätte von mir verlangen dürfen, sie nicht zu verlassen; ich wußte in der Tiefe meiner Seele, daß ich ihren Thränen nicht hätte unfolgsam seyn können. Ich war dankbar, daß sie ihre Macht nicht anwenden wollte; es schien mir, ich liebte sie deßhalb mehr. Ich trennte mich übrigens nicht ohne lebhaftes Bedauern von einem Wesen,

das mir ſo einzig ergeben war. Verbindungen, denen eine längere Dauer geworden, haben eine gewiſſe Tiefe, ſie werden, ohne daß wir es bemerken, ein ſo weſentlicher Theil unſeres Daſeyns! Wir bilden von fern in Ruhe den Vorſatz ſie zu brechen, wir glauben den Augenblick mit Ungeduld zu erwarten — doch erfüllt er uns mit Entſetzen, und ſo ſonderbar iſt unſer elendes Herz, daß wir mit ſchrecklicher Zerriſſenheit der Seele diejenigen verlaſſen, mit welchen wir ohne Freude gelebt hatten.

Während meiner Abweſenheit ſchrieb ich Leonoren regelmäßig. Ich war zwiſchen der Furcht, daß meine Briefe ihr Verdruß erwecken möchten, und dem Wunſche ihr nichts als meine wahre Empfindung zu ſchildern, getheilt. Ich wünſchte, daß ſie mich durchſchaut hätte, doch ohne ſich zu kränken. Ich wünſchte mir Glück, wenn ich Ausdrücke von Zuneigung, Freundſchaft, Ergebenheit, ſtatt jenem der Liebe einſchob; aber plötzlich ſtellte ich mir die arme Leonore traurig und einſam vor, zu ihrem Troſte nichts als meine Briefe beſi-

hend, und nach zwey kalten abgezirkelten Seiten ließ ich geschwind einige feurige oder zärtliche Ausdrücke folgen, geeignet, sie aufs neue zu betriegen. So, indem ich nie genug zu ihrer Zufriedenheit sagte, sagte ich doch immer genug, um sie zu täuschen. Seltsame Art der Falschheit, deren Erfolg sich gegen mich selbst wandte, meine Qual verlängerte, und mir unerträglich war.

Ich zählte mit Ängstlichkeit die Tage, die Stunden, die dahin schwanden. Ich wünschte den Lauf der Zeit zu verzögern. Ich zitterte, indem ich den Zeitpunct, mein Versprechen zu erfüllen, herbeyrücken sah. Ich entdeckte keinen Vorwand zu reisen, ich fand keinen, unter welchem sich Leonore in derselben Stadt mit mir niederlassen konnte. Vielleicht, denn ich soll aufrichtig seyn, vielleicht wünschte ich es nicht. Ich verglich mein unabhängiges ruhiges Leben, dem Leben voll Übereilung, Unruhe und Qual, zu dem ihre Leidenschaft mich verdammte. Es that mir so wohl, frey zu seyn, zu wandeln, zu kommen, auszugehen, heimzukehren, ohne daß jemand sich darum

kümmerte. Ich ruhte, so zu sagen, in der Gleichgültigkeit anderer von den Ermüdungen ihrer Liebe aus.

Ich durfte doch Leonoren nicht Verdacht schöpfen lassen, daß ich auf unsere Plane zu verzichten gedenke. Sie hatte aus meinen Briefen entnommen, daß es mir schwer werden würde, meinen Vater zu verlassen. Sie schrieb mir, sie mache dem zu Folge Vorbereitungen zu ihrer Abreise. Lange bestritt ich ihren Vorsatz nicht; ich antwortete ihr über diesen Gegenstand nichts Bestimmtes. Ich bemerkte nur überhaupt, ich würde erfreut seyn, sie glücklich zu wissen, dann, fügte ich bey: sie glücklich zu machen: traurige Zweydeutigkeit, Ausdruck voll Verlegenheit, über dessen Dunkelheit ich erseufzte, und welchen ich mehr aufzuhellen zitterte. Endlich entschloß ich mich mit Freymüthigkeit zu ihr zu sprechen; ich sagte mir, ich müsse es; ich rief mein Gewissen gegen meine Schwäche zu Hülfe. Ich stellte den Gedanken meiner Ruhe dem Bild ihres Schmerzens entgegen. Mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder gehend,

ſagte ich mir ganz laut vor, was ich ihr zu ſchreiben dachte. Aber kaum hatte ich einige Zeilen aufs Papier geworfen, als meine Stimmung ſich änderte. Ich erwog meine Worte nicht mehr nach dem Sinn, den ſie enthalten ſollten, ſondern nach dem Eindrucke, den ſie unvermeidlich hervorbringen mußten, und als hätte eine übernatürliche Kraft wider meinen Willen meiner Hand geboten, gab ich ihr nur den Rath, die Reiſe noch für einige Monate aufzuſchieben. Ich hatte nicht das, was ich dachte, geſagt; mein Brief hatte auch kein Merkmal der Aufrichtigkeit: die Gründe, die ich anführte, waren ſchwach, weil ſie die wahren nicht waren.

Leonorens Antwort war voll Ungeſtüm: ſie war von meinem Wunſche, ſie nicht zu ſehen, beleidigt. Was verlangte ſie von mir? ungekannt in meiner Nähe zu leben. Was konnte ich von ihrer Gegenwart in einem nicht gekannten Zufluchtsorte, in Mitte einer großen Stadt, wo ſie jedermann fremd war, befürchten? Sie verlangte für ihre Opfer keine andere Vergeltung, als mich wie eine demüthige

Sclavinn erwarten, täglich einige Minuten mit mir zubringen, und von den Augenblicken Vortheil ziehen zu dürfen, die ich ihr schenken konnte. Sie hatte sich selbst in zwey Monate der Abwesenheit gefügt, nicht als hätte diese Abwesenheit ihr nothwendig geschienen, sondern weil ich sie zu wünschen schien; nachdem sie nun, peinvoll Tage an Tage reihend, endlich an das Ende, das ich selbst festgestellt, gelangt sey, schlage ich ihr vor, diese Qual von neuem zu beginnen. Sie könne sich betrogen haben, sie könne ihr Leben einem harten gefühllosen Manne geschenkt haben; ich sey Herr meiner Handlungsweise, aber mir sey nicht Gewalt worden, sie zu Leiden zu zwingen, von dem verlassen, für den sie alles hingeopfert hätte.

Leonore folgte diesem Briefe auf der Stelle. Sie unterrichtete mich von ihrer Ankunft. Ich ging zu ihr mit dem festen Vorsatze, ihr viele Freude zu zeigen; ich war voll Ungeduld ihr Herz zu beruhigen, und ihr wenigstens für den Augenblick Glück und Frieden zu schenken. Aber sie fühlte sich verletzt;

ſie prüfte mich mit Mißtrauen: bald errieth ſie den Zwang, den ich mir anthat. Sie reizte meinen Stolz durch ihre Vorwürfe, und übertrieb die Darſtellung meines Charakters: ſo elend ſtellte ſie mich in meiner Schwäche dar, daß ſie mich noch mehr gegen ſie, als gegen mich ſelbſt in Zorn entflammte. Unſinnige Wuth ergriff uns beyde, jede Schonung wurde verſchworen, und alles Zartgefühl bey Seite geſetzt; man hätte glauben ſollen, wir ſeyen von Furien gegen einander getrieben. Alles was der unverſöhnlichſte Haß gegen uns erſonnen hatte, wandten wir eins auf das andere an, und dieſe zwey unglücklichen Weſen, die ſich allein auf Erden kannten, ſich allein Gerechtigkeit zollen, ſich verſtehen und tröſten konnten, ſchienen zwey unverſöhnliche Feinde, gierig ſich zu zerfleiſchen.

Nach drey Stunden eines ſolchen Auftrittes ſchieden wir, und zwar das erſte Mal in unſerm Leben ohne Erklärungen und Abbitte. Kaum war ich von Leonoren entfernt, als der tiefſte Schmerz meinem Zorn folgte. Ich befand mich in einer Gattung Blödſinn,

ganz durch das, was vorgegangen war, betäubt. Ich wiederholte mir mit Befremden meine Worte, und konnte mein Betragen nicht begreifen, und suchte nach der Ursache meiner Verirrung.

Es war sehr spät. Ich durfte zu Leonoren nicht zurück. Ich nahm mir vor, des andern Morgens zeitlich zu ihr zu gehen, und trat bey meinem Vater ein. Es waren viele Leute dort, und mir wurde es leicht mich in so zahlreicher Gesellschaft verborgen zu halten, und meine Bewegung zu verbergen. Als wir allein waren, sagte er zu mir, man will mich versichern, daß die ehemalige Geliebte des Grafen von P*** in dieser Stadt sey. Ich habe dir immer große Freyheit gelassen, und mich nie um deine Verbindungen bekümmert; aber es schickt sich für dein Alter nicht, eine erklärte Mätresse zu haben, und ich benachrichtige dich, daß ich Maßregeln getroffen habe, sie von hier zu entfernen. Nach Beendigung dieser Worte verließ er mich; ich folgte ihm bis in sein Zimmer, er gab mir ein Zeichen mich zu entfernen. „Mein Vater,"

ſagte ich ihm, „Gott iſt mein Zeuge, daß ich Leonoren nicht habe kommen laſſen. Gott iſt mein Zeuge, daß, wenn ich ſie glücklich wüßte, ich ſie gern auf immer verlaſſen wollte. Bedenken Sie aber wohl, was Sie thun; indem Sie mich von ihr zu trennen glauben, könnten Sie mich mit ihr wohl für immer wieder vereinigen."

Ich ließ ſogleich meinen Kammerdiener kommen, der mich auf meinen Reiſen begleitet hatte, und meine Verbindung mit Leonoren kannte. Ich trug ihm auf, wenn es möglich wäre, im Augenblicke ſelbſt auszukundſchaften, was das für Maßregeln ſeyen, von welchen mein Vater geſprochen hatte. Er kam nach Verlauf von zwey Stunden zurück. Der Secretär meines Vaters hatte ihm unter dem Siegel des Geheimniſſes vertraut, daß Leonore den nächſten Morgen Befehl zur Abreiſe erhalten würde. „Leonore verjagt," ſchrie ich auf, „verjagt mit Schande! ſie, die nur meinetwegen hierher kam, deren Herz ich zerriß, und deren Thränen ich ohne Mitleid ſtrömen ſah! Wohin ſoll ſie ihr Haupt legen, die

Unglückliche, umherirrend, allein in einer Welt, deren Achtung ich ihr raubte? wem ſoll ſie ihre Leiden klagen?" — Mein Entſchluß war bald gefaßt. Ich gewann den Menſchen, der mich bediente, und verſchwendete an ihn Geld und Verſprechungen. Ich ordnete eine Poſtchaiſe für ſechs Uhr Morgens vor das Stadtthor. Ich entwarf tauſend Plane zu einer ewigen Vereinigung mit Leonoren. Ich liebte ſie mehr, als ich ſie jemals liebte, mein ganzes Herz war ihr zurückgekehrt. Ich war ſtolz ſie zu beſchützen, voll Sehnſucht, ſie in meine Arme zu ſchließen; die Liebe war ganz in meine Seele zurückgekehrt. Kopf, Herz und Sinne brannten mir, mein ganzes Seyn war verwandelt; hatte Leonore in dieſem Augenblicke ſich von mir trennen wollen, ſo wäre ich zu ihren Füßen geſtorben, um ſie zuruck zu halten.

Der Tag brach an. Ich flog zu Leonoren. Sie lag, da ſie die Nacht im Weinen hingebracht hatte. Ihre Augen waren noch naß, und ihre Haare in Unordnung. Sie ſah mich mit Verwunderung eintreten. „Komm!" rief

ich ihr zu, „wir müssen fort.“ Sie wollte mir etwas erwiedern; „reisen wir ab,“ sagte ich, „hast du auf der Erde einen andern Beschützer, einen andern Freund, als mich? sind meine Arme nicht deine einzige Zuflucht?“ Sie sträubte sich. „Ich habe wichtige Gründe,“ fügte ich hinzu, „und die mich persönlich treffen! In des Himmels Namen, folge mir!“ Ich zog sie fort. Während der Fahrt überhäufte ich sie mit Liebkosungen, ich drückte sie an mein Herz, ich erwiederte ihre Fragen nur durch Umarmungen. Endlich, sagte ich ihr, da ich bemerkt hätte, mein Vater hege die Absicht uns zu trennen, habe ich es lebhaft gefühlt, daß ich nicht ohne sie glücklich seyn könne; ich wolle ihr mein ganzes Leben weihen, und mich durch jedes Band mit ihr vereinigen. Ihre Dankbarkeit war sogleich außerordentlich; aber bald fand sie in meiner Erzählung Widersprüche. Durch unablässiges Zureden entriß sie mir die Wahrheit; ihr Antlitz überzog sich wie mit einer dunklen Wolke. „Adolf,“ sagte sie, „Sie betrügen sich selbst. Sie sind großmüthig, und weihen sich

mir, weil ich verfolgt bin. Sie glauben Liebe zu fühlen, und empfinden nur Mitleid." Warum sprach sie diese unseligen Worte aus? Warum enthüllte sie mir ein Geheimniß, das ich nicht wissen wollte? Ich gab mir alle Mühe, sie zu beruhigen. Es gelang mir vielleicht; aber die Wahrheit hatte meine Seele durchzogen, und deren Erschütterung wieder vernichtet. Ich war entschlossen, das Opfer, das ich brachte, auch jetzt zu bringen; aber ich war darum nicht glücklicher; und schon wachte in mir ein Gedanke auf, den ich aufs neue gezwungen war, ihr zu verheimlichen.

6.

Als wir an der Gränze angekommen waren, schrieb ich meinem Vater. Mein Brief war ehrfurchtsvoll; doch hatte er eine gewisse Bitterkeit. Ich wußte es ihm wenig Dank, meine Bande, indem er sie zerreißen wollte, fester geknüpft zu haben. Ich kündigte ihm an, daß ich Leonoren, nur wenn sie anständig versorgt wäre, und meiner nicht mehr bedürfe, verlassen werde. Ich bat ihn, mich nicht zu zwingen, indem er sie verfolge, mich ihr auf immer zu verbinden. Ich erwartete seine Antwort, um in Hinsicht unseres Wohnorts einen Entschluß zu fassen. „Du hast vier und zwanzig Jahre," antwortete er mir, „und ich will nicht gegen dich das Ansehen der väterlichen Gewalt in Übung setzen, da es gerade an sein Ende reicht, wovon ich überdieß nie Gebrauch machte. Ich werde selbst so

viel möglich deinen sonderbaren Schritt verbergen, und das Gerücht verbreiten, du seyst auf meinen Befehl in meinen Geschäften fort. Für deine Ausgaben werde ich mit Freygebigkeit sorgen. Du wirst es selbst bald fühlen, daß das Leben, welches du führest, dir nicht zukommt. Deine Geburt, deine Talente, wie dein Vermögen, bezeichnen dir in der Welt eine andere Stelle, als die, der Gefährte eines Weibes ohne Vaterland und ohne Herkunft zu seyn. Dein Brief selbst beweiset mir, daß du mit dir nicht zufrieden bist; denke dann, daß man durch das Ausharren in einer Lage, über die man erröthen muß, nichts gewinnt. Du vergeudest unnütz die schönen Jahre deiner Jugend, und dieser Verlust ist unersetzlich."

Der Brief meines Vaters durchbohrte mich wie mit tausend Dolchstichen. Ich hatte mir das, was er mir sagte, selbst hundertmal gesagt. Ich hatte mich wie oft eines Lebens geschämt, das in Dunkelheit und Nichtsthun sich verlor. Mir wäre es lieber gewesen, Drohungen und Vorwürfe von ihm zu erhalten. Ich hätte einige Ehre in der Widersetzlichkeit

gefunden, und hätte die Nothwendigkeit gefühlt, meine Kräfte zu sammeln, um Leonoren gegen die Gefahren, die sie bedrohten, zu vertheidigen. Aber es gab keine Gefahr. Man ließ mir vollkommene Freyheit, und diese Freyheit diente mir nur dazu, das Joch, welches ich selbst zu wählen schien, mit größerer Ungeduld zu tragen.

Wir schlugen unsere Wohnung zu C***, einer kleinen Stadt in Bohmen, auf. Ich sagte mir oft, daß, weil ich die Verantwortlichkeit in Hinsicht Leonorens Schicksal auf mich genommen, ich auch dafür sorgen müsse, daß sie nicht leide. Ich kam dahin, mich zu bezwingen. Ich verschloß auch das kleinste Zeichen der Unzufriedenheit in meinem Busen, und wandte alle Stärke der Seele auf, mir eine künstliche Heiterkeit anzueignen, die meine tiefe Traurigkeit verschlagen konnte. Diese Anstrengung war für mich selbst von unerwarteten Folgen. Wir sind so wandelbare Geschöpfe, daß selbst die Empfindungen, die wir heucheln, am Ende die unsrigen werden. Ich vergaß großen Theils den Verdruß, den ich nur

verbergen wollte. Meine eigene Melancholie ward durch die immerwährenden Scherze, denen ich mich hingab, verscheucht; die Versicherungen der Zärtlichkeit, womit ich Leonoren unterhielt, verbreiteten in meinem Innern eine süße Rührung, welche fast der Liebe glich.

Von Zeit zu Zeit bestürmten mich unangenehme Erinnerungen. Ich überließ mich, wenn ich allein war, den Ausbrüchen der Ungeduld. Ich formte die sonderbarsten Plane, um mich plötzlich aus dem Kreise hinaus zu stürzen, indem ich mich nicht an meinem wahren Platze fand. Ich stieß aber derley Gedanken wie böse Träume von mir. Leonore schien mir glücklich, konnt' ich ihre Freude trüben? Fünf Monate vergingen auf diese Weise.

Eines Tages erblickte ich Leonoren bewegt, und bemüht, mir etwas zu verschweigen, was sie beschäftigte. Nach langen Bitten von meiner Seite nahm sie mir das Versprechen ab, ihren Entschluß nicht bekämpfen zu wollen, und so stand mir, daß Graf von P*** ihr geschrieben habe. Sein Prozeß

war gewonnen. Er erinnerte ſich der Dienſte, die ſie ihm geleiſtet hatte, und ihrer zehnjährigen Verbindung. Er bot ihr die Hälfte ſeines Vermögens an, nicht in der Abſicht, ſich wieder mit ihr zu verbinden, welches nicht mehr möglich war, ſondern unter der Bedingung, daß ſie den undankbaren treuloſen Menſchen, der ſie beyde von einander getrennt hatte, wieder verlaſſen ſollte. „Ich habe ihm geantwortet," ſagte ſie, „und Sie errathen leicht, daß ich den Antrag ausſchlug." Ich hatte es nur zu gut voraus gedacht. Ich war gerührt, aber über das neue Opfer, das mir Leonore brachte, in Verzweiflung. Ich durfte ihr auf keinen Fall Einwendungen machen. Was ich in dieſer Art verſucht hatte, war immer ſo fruchtlos geweſen. Ich entfernte mich, um über das, was ich nun zu thun hätte, nachzudenken. Es war mir klar, daß unſere Verbindung aufhören mußte. Sie war für mich ſo ſchmerzlich, ihr aber fing ſie an, Schaden zu bringen. Ich war das einzige Hinderniß, welches ihr den neuen Beſitz eines anſtändigen Looſes und die Wiedergewinnung

der Achtung verwehrte, die früher oder spä-
ter dem Wohlstande zu folgen pflegt. Ich war
die einzige hindernde Schranke zwischen ihr
und ihren Kindern. Ich fand nun vor mei-
nen eigenen Augen keinen Grund der Ent-
schuldigung mehr. Ihr auch dießmal nachzu-
geben, war nicht mehr Großmuth, sondern
schuldvolle Schwäche. Ich hatte meinem Va-
ter versprochen, mich alsogleich frey zu ma-
chen, wenn Leonore meiner nicht mehr be-
dürfe. Es war endlich Zeit, mich den Geschäf-
ten zu widmen, ein thätiges Leben zu begin-
nen, einige Ansprüche auf die Achtung der
Menschen zu gewinnen, von meinen Talen-
ten einen edlen Gebrauch zu machen. Ich
kehrte mit der Überzeugung zu Leonoren zu-
rück, daß ich unerschütterlich in dem Entschlusse
geworden sey, vermög welchem ich sie zwin-
gen wollte, das Anerbieten des Grafen nicht
auszuschlagen, und ihr, wenn es seyn müßte,
zu erklären, daß ich sie nicht mehr liebe. „Lie-
be Freundinn," sagte ich zu ihr, „man kämpft
einige Zeit gegen seine Bestimmung, man en-
det immer aber damit, ihr zu weichen. Die

Gesetze der Gesellschaft sind stärker, als der Wille der Menschen, und die gewaltigsten Gefühle brechen sich endlich an der höheren Macht der Verhältnisse, die uns beherrschen. Vergebens ist man entschlossen, nur sein Herz zu Rathe zu ziehen, früher oder später muß man dem Verstande Gehor leihen. Ich kann Sie nicht länger in einer Lage zurückhalten, die Ihrer so wie meiner unwürdig ist; ich kann es eben so wenig Ihret- als meinetwegen." Je weiter ich nun, ohne Leonoren anzusehen, zu reden fort fuhr, desto unbestimmter fühlte ich meine Gedanken, desto schwankender meinen Vorsatz werden. Ich wollte auf's neue meine Kräfte sammeln, und fuhr fort, mit verstärkter Geschwindigkeit zu sprechen. „Ich werde immer Ihr Freund bleiben, ich werde für Sie immer die tiefste Zuneigung empfinden; die zwey Jahre unserer Verbindung werden nie aus meiner Erinnerung schwinden; sie werden für immer der schönste Zeitraum meines Lebens seyn. Aber Liebe, diese Überschwänglichkeit der Empfindung, diese unfreywillige Trunkenheit, dieses Vergessen all des-

sen, was uns sonst werth und Pflicht war, Leonore, ich fühle sie nicht mehr." Ich erwartete lange ihre Antwort, ohne die Augen zu ihr aufzuschlagen. Als ich sie endlich anblickte, sah ich sie unbeweglich, und sie betrachtete die Gegenstände umher, als sähe sie sie nicht. Ich nahm ihre Hand, sie war kalt. Sie stieß mich zurück. „Was wollen Sie?" rief sie mir zu; „bin ich nicht allein? allein in der Welt, ohne ein Wesen, das mich hörte! Was haben Sie mir noch zu sagen? sagten Sie mir nicht schon alles? ist nicht alles vorüber, vorüber für immer? Verlassen Sie mich! scheiden Sie weg von mir! Ist es denn nicht dieß, was Sie wünschen?" Sie wollte sich entfernen, sie schwankte, ich versuchte sie zu halten, sie fiel ohne Bewußtseyn vor meinen Füßen nieder. Ich hob sie empor, ich umarmte sie, ich brachte sie wieder zu sich. „Leonore!" rief ich aus, „kommen Sie zu sich, kommen Sie mir zurück! ich liebe Sie mit der zärtlichsten Liebe! Ich betrog Sie, damit Sie in Ihrer Wahl desto freyer seyn sollten." — Leichtgläubigkeit des Herzens, du bleibst unerklärbar! diese

einfachen Worte, durch so viele früheren Reden Lügen gestraft, gaben Leonoren das Leben mit dem Vertrauen zurück. Sie ließ mich diese Worte ofter wiederholen, und schien sie mit Begierde einzuathmen. Sie glaubte mir, sie berauschte sich in ihrer Liebe, die sie für gegenseitig hielt, sie bestätigte ihre Antwort an den Grafen von P***, und ich sah mich an sie mehr als jemals gebunden.

Drey Monate später zeigte sich neuerdings die Möglichkeit einer Veränderung der Lage Leonorens. Eines jener in Republiken, welche Parteyen in Bewegung setzen, gewöhnlichen Ereignisse, rief ihren Vater nach Pohlen und in den Besitz seiner Güter zurück. Kannte dieser nun zwar kaum seine Tochter, die von ihrer Mutter in einem Alter von drey Jahren nach Frankreich geführt worden war, so wünschte er doch sie um sich zu haben. Das Gerücht von Leonorens Schicksalen war ihm in Rußland, wo er sich während seiner Verweisung aufgehalten hatte, nur sehr unbestimmt bekannt geworden. Leonore war sein einziges Kind, er selbst fürchtete die Abge-

ſchiedenheit; er wollte gepflegt ſeyn, wünſchte nichts als den Aufenthalt ſeiner Tochter zu entdecken, und als er ihn in Erfahrung gebracht, lud er ſie ſehr dringend, zu ihm zu kommen, ein. Sie konnte für einen Vater, den ſie ſich geſehen zu haben nicht erinnerte, keine wahre Anhänglichkeit fühlen. Nichts deſto weniger empfand ſie wohl, daß es ihre Pflicht wäre zu gehorchen. Auf dieſe Weiſe hätte ſie ihren Kindern ein großes Vermögen geſichert, und wäre ſelbſt zu dem Range, den ihr ihre Unglücksfälle und ihre Lebensart geraubt hatten, wieder empor geſtiegen. Sie erklärte mir aber beſtimmt, ſie würde nicht nach Pohlen gehen, wenn ich ſie nicht dahin begleitete. „Ich bin nicht mehr in dem Alter," ſagte ſie, „wo ſich das Herz neuen Eindrücken öffnet. Mein Vater iſt für mich ein Unbekannter; bleibe ich hier, ſo werden ihn andere zwar mit zuvorkommender Bereitwilligkeit umgeben, und er wird eben ſo glücklich ſeyn; meine Kinder aber werden das Vermögen des Grafen von P*** erhalten. Ich weiß wohl, daß man mich allgemein tadeln wird,

ich werde für eine undankbare Tochter, und für eine an Gefühl arme Mutter erklärt werden; allein ich habe zu viel gelitten. Ich bin nicht mehr so jung, daß die Meinung der Welt für mich von großem Gewichte seyn konnte; und ist etwas Härte in meinem Entschlusse, so machen Sie deßhalb, Adolf, nur sich allein den Vorwurf. Könnte ich mich über Sie täuschen, so würde ich vielleicht in eine Entfernung willigen, deren Schmerz durch den Hinblick auf eine sanfte dauernde Wiedervereinigung gemildert wäre; aber Sie verlangen nichts Besseres, als mich zweyhundert Meilen von sich, zufrieden und ruhig, im Schooße meiner Angehörigen und des Wohlstandes denken zu können. Sie würden mir hierüber recht verständige Briefe schreiben, die ich voraus weiß, Sie würden mein Herz zerreißen, dem will ich mich nicht aussetzen. Ich habe nicht den Trost, mir sagen zu können, daß ich Ihnen durch die Aufopferung meines ganzen Lebens die Empfindung, die ich verdiene, eingeflößt hätte; dennoch, Sie haben dieses Opfer angenommen! ich

leide bereits genug durch die Kälte Ihres Betragens und die Trockenheit unserer Verhältnisse; ich ergebe mich diesen Leiden, die Sie mir aufladen, ich will mir aber nicht freywillig neue hervorrufen."

Es laz in der Stimme und dem Tone Leonorens etwas Herbes und Gewaltsames, welches weit mehr einen festen Entschluß als tiefe oder rührende Erschütterung ankündigte. Seit einiger Zeit zürnte sie im voraus, wenn sie etwas von mir verlangte, als hätte ich es ihr bereits abgeschlagen. Sie gebot über meine Handlungen, aber sie wußte, daß mein Urtheil sie mißbilligte. Sie wäre gern in das innerste Heiligthum meiner Gedanken eingedrungen, um den dort dunkel geahneten Widerspruch, der sie gegen mich empörte, zu vernichten. Ich stellte ihr meine Lage, die Sehnsucht meines Vaters, meine eigenen Wunsche dar; ich bat sie, ich ereiferte mich. Leonore blieb unerschüttert. Ich wollte ihre Großmuth in Bewegung sehen, als wäre nicht die Liebe aus allen Gefühlen das eigennützigste, und daher, wenn sie beleidigt wird,

das von der Großmuth entfernteste. Ich machte den lächerlichen Versuch, in ihr Rührung durch die Darstellung des Unglücks hervorzubringen, dem ich von ihrer Seite hingegeben war; ich bewirkte nichts als noch vermehrte Erbitterung. Ich versprach ihr, sie in Pohlen zu besuchen, sie sah aber in meinen Versprechungen ohne Wärme und Hingebung nur das ungeduldige Verlangen, sie zu verlassen.

Das erste Jahr unseres Aufenthalts zu C*** war zu Ende, ohne daß sich etwas in unserer Lage veränderte. Sah mich Leonore düster und niedergeschlagen, so betrübte sie sich anfangs, zeigte sich später erzürnt, und entriß mir durch ihre Vorwürfe das Geständniß der Ermüdung, das ich gerne zurückehalten hätte. Ich aber meiner Seits, wenn Leonore zufrieden zu seyn schien, erzürnte mich, sie im Genusse einer Lage zu sehen, die mir mein Glück kostete, und ich storte sie in dieser kurzen Freude durch Äußerungen, die sie über das, was ich in meinem Innern empfand, wohl aufklären mußten. Wir griffen

uns daher wechselseitig durch indirecte Äußerungen an, um diese hierauf durch allgemeine Entschuldigungen und nichtssagende Rechtfertigungen wieder aufzuheben, und in unser Stillschweigen zurück zu sinken; wir wußten nämlich gegenseitig so gut, was wir uns sagen würden, daß wir lieber schwiegen, um es nicht zu hören. Oft war eines von uns bereit sich zu versöhnen; wir verfehlten aber den günstigen Augenblick der Annäherung. Unsere mißtrauischen und verwundeten Herzen begegneten sich nicht mehr.

Ich fragte mich oft, warum ich in einem so qualvollen Zustande bliebe, und antwortete mir dann, daß, wenn ich Leonoren verließe, sie mir folgen, und ich ein neues Opfer herbeygeführt haben würde. Ich sagte mir endlich, ich müsse sie ein letztes Mal befriedigen, und sie würde nichts mehr verlangen konnen, wenn ich sie in den Schooß ihrer Familie zurück brächte. Eben wollte ich ihr vorschlagen, sie nach Pohlen zu begleiten, als sie die Nachricht erhielt, ihr Vater sey plötzlich gestorben. Er hatte sie zur einzigen Er-

kinn eingesetzt; dieses Testament war aber in einer spätern Schrift, welche entfernte Verwandte geltend zu machen drohten, von ihm widerrufen worden. Ungeachtet der geringen Verbindung, die zwischen Leonoren und ihrem Vater Statt gefunden hatte, war sie durch diesen Tod dennoch auf das schmerzlichste angegriffen. Sie warf sich vor, ihn verlassen zu haben; bald klagte sie mich als die Ursache ihres Vergehens an. „Sie haben mich," sagte sie, „an der Erfüllung einer geheiligten Pflicht verhindert; jetzt handelt es sich nur um mein Vermögen, dieses werde ich Ihnen weit leichter opfern. Gewiß aber werde ich nicht in ein Land gehen, wo ich nur allein Feinden begegnen kann."—„Ich wollte nicht," erwiederte ich, „Sie gegen irgend eine Pflicht zu einem Fehltritte veranlassen. Ich hätte gewünscht, ich gestehe es, daß Sie sich gewürdigt hätten, zu erwägen, daß auch ich es schmerzlich fand, gegen die meinigen zu fehlen; diese Gerechtigkeit konnte ich indeß von Ihnen nicht erhalten. Ich gebe mich überwunden, Leonore; Ihr Nutzen gewinnt in mir über jede andere Er-

wägung das Übergewicht; wir reisen, wenn es Ihnen gefällig seyn wird."

Wirklich begaben wir uns auf den Weg. Die Zerstreuungen der Reise, die Neuheit der Gegenstände, die Gewalt, die wir uns selbst anthaten, führten uns von Zeit zu Zeit die Überreste ehemaliger Vertraulichkeit zurück. Die lange Gewohnheit des Beysammenseyns, so vielfältige Ereignisse, die wir mit einander durchlebt hatten, hatten an jedes Wort, beynahe an jede Bewegung Erinnerungen geknüpft, die plötzlich uns in die Vergangenheit zurück führten, und uns mit unfreywilliger Rührung erfüllten, wie Blitze die Nacht durchzuden, ohne ihre Dunkelheit verschwinden zu machen. Wir lebten, so zu sagen, in einer Art Gedächtniß des Herzens, mächtig genug, um uns den Gedanken der Trennung schmerzlich, zu schwach jedoch, um durch unsere Vereinigung uns glücklich zu machen. Ich gab mich diesen Rührungen hin, um von dem Zwang, den ich mir aufgelegt, auszuruhen. Ich hätte gerne Leonoren Beweise der Zärtlichkeit gegeben,

die ſie befriedigten. Ich kehrte oft mit ihr zur Sprache der Liebe zurück, aber dieſe Rührungen und dieſe Sprache glichen jenen blaſſen entfärbten Blättern, die durch die letzte hinſchwindende Lebenskraft eines entwurzelten Baumes matt auf deſſen Zweigen hervorkeimen.

7.

Leonore erhielt gleich nach ihrer Ankunft die Vergünstigung, in den Genuß der Güter, die man ihr streitig machte, gesetzt zu werden, sie machte sich aber verbindlich, über dieselben vor Beendigung des Prozesses nicht zu verfügen. Sie schlug ihre Wohnung auf einem Gute ihres Vaters auf. Der meinige, der in seinen Briefen nie geradezu einen Gegenstand zu berühren pflegte, begnügte sich, sie mit Anzüglichkeiten gegen die Reise, die ich unternahm, zu erfüllen. „Du hattest mir angekündigt," schrieb er, „daß du nicht reisen würdest, und mir weitläufig die Gründe, die dich zurück zu bleiben nöthigten, entwickelt. Ich war daher ganz überzeugt, du würdest dennoch reisen; ich kann dich nur beklagen, daß du bey deinem Streben nach Unabhängigkeit immer das Gegentheil von dem

thuſt, was du gerne wollteſt. Ich enthalte mich übrigens über eine Lage, die mir nur unvollkommen bekannt iſt, alles Urtheils. Bis jetzt hielt ich dich für den Beſchützer Leonorens, und in dieſer Hinſicht war in deinem Verfahren etwas Edles, das deinen Charakter erhob, gleich viel, welcher Gegenſtand es war, an den du dich hingabſt. Jetzt aber ſind deine Verhältniſſe nicht mehr dieſelben. Nicht du nimmſt ſie von jetzt an mehr in deinen Schutz, ſondern ſie dich. Du lebſt bey ihr; du biſt ein Fremder, den ſie bey den Ihrigen einführt. Ich will über eine Lage, die du ſelbſt wähltest, nicht abſprechen; allein da ſie ihr Unangenehmes haben kann, ſo möchte ich dieſes, ſo ſehr es mir möglich iſt, vermindern. Ich ſchreibe dem Baron T***, unſerem Geſandten in dem Lande, wo du dich aufhältſt, um dich ihm zu empfehlen. Suche darin nur einen Beweis meines Strebens dir nützlich zu ſeyn, keineswegs aber einen Angriff auf deine Unabhängigkeit, die du immer mit Erfolg gegen deinen Vater zu vertheidigen wußteſt."

Die Menge der Gedanken, die diese Sprache in mir hervorrief, drückte mich nieder. Das Landgut, welches ich mit Leonoren bewohnte, lag in der Nähe von Warschau. Ich ging nach dieser Stadt, Baron T*** zu sprechen. Er empfing mich mit Freundschaft, und fragte mich nach den Ursachen meines Aufenthaltes in Pohlen, und nach meinen Planen. Ich war um die Antwort verlegen. Nach einigen Minuten einer sehr gezwungenen Unterredung, sagte er: „Ich will aufrichtig mit Ihnen sprechen. Ich kenne die Ursachen, die Sie in dieß Land führten; Ihr Vater hat sie mir eröffnet; und ich darf Ihnen selbst sagen, daß ich diese Ursachen begreife. Es gibt keinen Mann, der nicht einmal in seinem Leben zwischen dem Wunsche, eine ihm nicht mehr zusagende Verbindung zu brechen, und der Furcht, ein von ihm sonst geliebtes Weib zu betrüben in der Klemme gewesen wäre. Die Unerfahrenheit der Jugend macht, daß man sich die Schwierigkeit einer solchen Lage um vieles vergrößert. Man gefällt sich in dem Glauben an die Betheuerungen des

Schmerzes, welche dem schwachen Geschlechte gegen uns das ersetzen müssen, was ihm an Stärke und Vernunftgründen abgeht. Das Herz leidet darunter, aber die Eigenliebe fühlt sich geschmeichelt, und der Mann, der im guten Glauben sich der Verzweiflung, die er hervorbrachte, zu opfern denkt, opfert sich im Grunde nur den Täuschungen seiner eigenen Eitelkeit. Nicht eine dieser leidenschaftlichen Frauen, deren die Welt voll ist, unterließ es zu betheuern, daß man sie, wenn man sie verlassen wolle, dem Tode überliefere; aber noch alle leben, und sind getröstet." Ich wollte ihn unterbrechen. „Verzeihung," sagte er, „wenn ich mich mit zu wenig Schonung ausdrücke, junger Freund! aber das Gute, das man mir von Ihnen sagte, die Talente, die Sie verrathen, die politische Laufbahn, auf der Sie sich befinden sollten, alles fordert mich auf, Ihnen keinen meiner Gedanken vorzuenthalten. Ich lese wider Ihren Willen, und besser als Sie selbst in Ihrer Seele. Sie lieben das Weib, das Sie beherrschte, und Sie nach sich zog, nicht mehr. Liebten Sie sie noch, so würde

ich Sie nicht hier bey mir sehen. Sie wußten, daß Ihr Vater mir geschrieben hatte, und konnten leicht errathen, was ich Ihnen zu sagen hätte. Sie wurden durch ein Urtheil aus meinem Munde, welches Sie sich selbst, doch ohne Frucht, oft bereits widerholten, nicht beleidigt. Der Ruf Leonorens ist sehr weit von Unbescholtenheit entfernt." ——„Enden wir, ich bitte," sagte ich, „eine fruchtlose Unterredung. Unglückliche Umstände konnten über die ersten Jahre Leonorens gebieten. Man kann sie nach dem falschen Anscheine ungünstig beurtheilen; ich kenne sie aber seit drey Jahren, und es gibt auf Erden kein erhabneres Gemüth, keinen edlern Charakter, kein Herz, mehr wie das ihre großer Empfindungen empfänglich."—„Wie Sie wollen," erwiederte er, „dieß sind aber Dinge, welche die Welt nicht ergründet; die Thatsachen aber sind unläugbar, und offentlich anerkannt; indem Sie mich verhindern wollen, sie aufzuzählen, können Sie wohl dieselben vernichten? Hören Sie, fuhr er fort, man muß in dieser Welt wissen, was man will. Sie werden doch Leo-

neren nicht heirathen?" — „Nein! gewiß nicht, rief ich aus, sie selbst hat es nie gewünscht." — „Was wollen Sie denn also unternehmen? sie ist um zehn Jahre älter als Sie; Sie haben sechs und zwanzig, und werden noch zehn Jahre für sie Sorge tragen. Sie wird dann alt seyn; Sie selbst, in der Mitte Ihres Lebens, werden weder etwas begonnen noch vollbracht haben, was Sie befriedigte. Der Unmuth wird sich Ihrer bemeistern, sie wird üble Launen überwältigen. Ihnen wird sie mit jedem Tage unangenehmer werden, ihr aber werden Sie mit jedem Tage unentbehrlicher seyn; das endliche Schicksal aber eines durch hohe Geburt, Glücksgüter seltner Art und treffliche Talente ausgezeichneten Mannes wird darin bestehen, in einem Winkel Pohlens ein Pflanzenleben zu führen, von Ihren Freunden vergessen, verloren für den Ruhm, und von einem Weibe gequält, die, was Sie auch thun mögen, nie mit Ihnen zufrieden seyn wird. Ich füge nur noch ein Wort bey, und wir werden nie mehr auf einen Gegenstand zurück kommen, der Sie

verlegen macht; alle Wege sind Ihnen offen, die Wissenschaften, die Waffen, Sie können auf die ersten Verbindungen Anspruch haben, aber zu all diesem verwehrt ein Hinderniß Ihnen den Zugang, und dieß Hinderniß ist Leonore." — „Ich glaubte es Ihnen schuldig zu seyn, mein Herr, „erwiederte ich," Sie ohne Unterbrechung anzuhören; aber ich bin es auch mir schuldig, Ihnen zu erklären, daß Sie mich nicht wanken gemacht haben. Kein Mensch, als ich, ich wiederhole es, kann Leonoren beurtheilen. Keiner durchdringt, wie ich, die Wahrheit ihrer Empfindung, die Tiefe ihres Gefühls. So lange sie meiner bedürfen wird, werde ich sie nicht verlassen. Kein Gewinn der Welt könnte mich darüber trösten, sie unglücklich gemacht zu haben, und müßte ich mein ganzes Leben darauf beschränken, ihre Stütze zu seyn, sie in ihren Leiden aufrecht zu halten, sie mit meiner Neigung schützend gegen die Ungerechtigkeit der Welt, die sie verkennt, zu umgeben, so würde ich nicht unnütz gelebt zu haben glauben."

Ich ging, als ich diese Worte beendigt

hatte; aber wer soll mir erklären, durch welche Beweglichkeit das Gefühl, das sie mir eingegeben hatte, selbst schon, ehe ich sie ganz vollendete, erlosch? Ich wollte, zu Fuße zurück gehend, den Zeitpunct, in dem ich Leonoren wieder sähe, sie, die ich eben vertheidigt hatte, weiter hinaus rücken. Ich durchstrich rasch die Stadt; denn es drängte mich, allein zu seyn.

In die Mitte des Feldes gekommen, verzögerte ich meinen Schritt, und tausend Gedanken bestürmten mich. Diese unheilsvollen Worte: „Zwischen jeder Gattung des Erfolgs und Ihnen liegt ein unübersteigliches Hinderniß. dieß ist Leonore" tonten rund um mich her. Ich warf einen langen traurigen Blick auf die schon unwiderbringlich verlorene Zeit zurück. Ich rief mir die Hoffnungen meiner Jugend und das Selbstvertrauen zurück, womit ich einst glaubte der Zukunft gebieten zu können, die Lobsprüche, welche meinen ersten Versuchen geschenkt worden waren, die Morgenröthe des Ruhms, die ich in mir erwachen und wieder erlöschen sah. Ich wiederholte mir die Namen

mehrerer meiner Schulgefährten, die ich mit stolzer Verachtung behandelt hatte, und die einzig durch den Erfolg eines hartnäckigen Fleißes und eines regelmäßigen Lebens mich weit hinter sich auf dem Wege des Glücks, der Achtung und Ehre zurückgelassen hatten. Meine Unthätigkeit drückte mich nieder. Wie sich der Geizige in dem Schatze, den er zusammenscharrt alle die Genüsse vorzustellen pflegt, die er sich durch ihn verschaffen könnte, so sah ich in Leonoren nun die Beraubung des Glücks, auf das ich hätte Anspruch machen können. Nicht eine Bahn des Glücks nur, nein, alle denkbaren, weil ich keine versucht hatte, bedauerte ich verloren zu haben. Da ich meine Kräfte nie geprobt hatte, glaubte ich sie ohne Gränzen, und verwünschte sie; denn ich wollte die Natur hätte mich schwach und mittelmäßig geschaffen, damit ich meine freywillige Herabsetzung nicht hätte bereuen müssen. Jedes Lob, jede Billigung meines Geistes oder meiner Kenntnisse schien mir ein unerträglicher Vorwurf. Ich glaubte die kraftvollen Arme eines Athleten, der in der Tiefe

eines dumpfen Kerkers mit Eisen beschwert lag, rühmen zu hören. Wollte ich meinen Muth mir wieder hervor rufen, und mir sagen, der Zeitraum meiner Thätigkeit sey noch nicht vorüber, so stieg das Bild Leonorens vor mir wie ein Gespenst auf, und stieß mich in mein Nichts wieder zurück. Es ergriff mich ein Anfall von Wuth gegen sie; diese Wuth aber verminderte durch die sonderbare Eigenthümlichkeit meiner selbst nicht im geringsten das Entsetzen, das mir der Gedanke, sie zu betrüben, einflößte.

Univ.-Bibl. München

Ermüdet durch diese bittern Gefühle, suchte meine Seele plötzlich in den entgegengesetzten Empfindungen ihre Zuflucht. Einige vom Baron T*** vielleicht nur zufällig über die Möglichkeit einer stillen friedlichen Verbindung hingeworfene Worte dienten, mir das Ideal einer Gefährtinn meines Lebens zu entwerfen. Ich erwog die Ruhe, die Achtung, die Unabhängigkeit selbst, die mir ein solches Loos versprach; denn die Bande, die ich nun schon so lange mit mir zog, machten mich tausend Mal abhängiger, als dieß eine

rechtmäßige geheiligte Verbindung vermocht hätte. Ich dachte an die Freude meines Vaters. Ich empfand eine unruhige Sehnsucht, in meinem Vaterlande und in der Gesellschaft meines Gleichen die Stelle, die mir gebührte, wieder einzunehmen. Ich stellte mich mir selbst vor, wie ich ein ernstes vorwurfsfreyes Betragen den Urtheilen, welche eine kalte und leichtsinnige Bosheit gegen mich aussprach, und allen Vorwürfen, mit denen mich Leonore überhäufte, entgegen setzte.

Sie klagt mich ohne Ende an, sagte ich, grausam, undankbar, und ohne Mitleid zu seyn. O hätte mir der Himmel ein Weib verliehen, welche die Gesetze der Gesellschaft mir anzuerkennen erlaubten, und die mein Vater als Tochter aufzunehmen nicht errothen müßte, würde ich mich tausend Mal glücklich geschätzt haben, sie glücklich machen zu können. Diese Empfindsamkeit, die man verkennt, weil sie leidend und gedrückt ist, diese Empfindsamkeit, deren Beweise man gebieterisch verlangt, welche aber mein Herz der aufwallenden Drohung verweigert, wie süß wäre es, mich ihr

mit einem geliebten Weſen zu überlaſſen, der Gefährtinn eines regelmäßigen und geachteten Lebens. Was that ich nicht alles für Leonoren? Ich verließ Vaterland und Verwandte, ich habe ihretwillen das Herz eines alten Vaters gekränkt, der noch, fern von mir, ſeufzt; ihretwegen bin ich in dieſem Lande, wo meine Jugend einſam, ohne Ehre, ruhmlos und ohne Freude entſchwindet. So viele Opfer, ohne Verpflichtung wie ohne Liebe dargebracht, beweiſen ſie nicht, was Pflicht und Liebe mich zu thun lehren würden? Wenn ich ſo ſehr den Schmerz eines Weibes fürchte, die mich durch ihren Schmerz beherrſcht, mit welcher Sorge würde ich die leiſeſte Kränkung jedes Leiden von jener entfernen, der ich mich öffentlich ohne Reue und Rückhalt hingeben konnte! Wie verſchieden von dem, was ich jetzt bin, würde man mich dann erblicken! wie dieſe Bitterkeit, deren man mich beſchuldigt, weil man ihre Quelle nicht kennt, weit von mir weg fliehen würde! wie dankbar würde ich dem Himmel, und wie wohlwollend würde ich gegen die Menſchen ſeyn.

Indem ich ſo ſprach, füllten ſich meine Augen mit Thränen. Tauſend Erinnerungen brachen wie in einem Strome über meine Seele. Meine Verbindung mit Leonoren hatte mir jede Erinnerung verhaßt gemacht. Alles, was mir meine Kindheit zurückrief, die Orte, wo meine erſten Jahre dahingefloſſen, die Gefährten meiner erſten Spiele, die ehrwürdigen Ältern, die die erſten Zeichen der Neigung an mir verſchwendet hatten, alles verwundete mich, und that mir weh. Ich war gezwungen, die anziehendſten Bilder und die natürlichſten Wünſche wie ſchuldvolle Gedanken von mir zu entfernen. Die Gefährtinn aber, die meine Einbildungskraft ſich ſo eben geſchaffen hatte, verband ſich im Gegentheile mit den Rückerinnerungen, und heiligte jene Wünſche. Sie verbündete ſich mit allen meinen Pflichten, all meinen Freuden, und mit den Gegenſtänden meiner Neigung. Sie knüpfte mein gegenwärtiges Leben an die Zeit meiner Jugend, wo die Hoffnung eine weite Zukunft vor mir aufſchloß, eine Zeit, von der mich, wie durch einen Abgrund, Leonore

getrennt hatte. Die kleinsten Einzelnheiten, die kleinsten Gegenstände kamen meiner Erinnerung zurück. Ich sah das alterthümliche Schloß, das ich mit meinem Vater bewohnt hatte, das Wäldchen, von dem es umgeben war, den Bach, der den Fuß seiner Mauern netzte, die Berge, die seinen Horizont begränzten. Alle diese Dinge wurden mir so gegenwärtig, und erschienen mir mit so frischem Beben ausgestattet, daß sie mir ein inneres Leben, das ich kaum ertragen konnte, verursachten. Meine Einbildung stellte in ihre Mitte ein schuldloses junges Geschopf, das sie verschönte, und durch frohe Hoffnungen belebte. Ich irrte in diesen Träumereyen ohne festen Plan, ich sagte mir keineswegs, daß ich mit Leonoren brechen müsse, indem ich ohne alle Ideen der Wirklichkeit, bloß von dumpfen halbklaren Gedanken niedergedrückt, mich in dem Zustande eines Menschen befand, der, von Sorge schwer belastet, durch einen Traum Trost empfängt, doch schon vorempfindet, daß dieser bald entschwinden werde. Ich stand still, schlug einen andern Weg ein, glücklich

genug, wenn ich auch nur den Augenblick, wo ich wieder ihre Stimme hören würde, verspäten konnte.

Der Tag fing an ſich zu neigen. Der Himmel war heiter, nach und nach fing das Feld an verlaſſen zu ſeyn, die Arbeiten der Menſchen hatten aufgehört, ſie überließen die Natur ſich ſelbſt. Meine Gedanken nahmen mächtig einen ernſtern würdigern Charakter an. Die Schatten der Nacht, die ſich jeden Augenblick tiefer ſenkten, die weite Stille die mich umgab, und nur von ſeltenen entfernten Lauten unterbrochen ward, ließen auf die Erſchütterungen meines Weſens ſanftere und feyerlichere Empfindungen folgen. Ich hob meine Blicke zum graulichen Horizont auf, deſſen Begränzung ich nicht mehr unterſcheiden konnte, der gewiſſer Maßen die Empfindung der Unendlichkeit in mir erwachen ließ. Ich hatte ſeit lange nichts dergleichen empfunden. Immer nur in mich ſelbſt treffende Überlegungen verſunken, den Blick nur immer auf meine Lage gerichtet, war ich einem univerſalen Gedanken fremd geworden. Ich hatte mich immer

nur mit Leonoren oder mit mir selbst beschäftigt; mit Leonoren, die mir nur mit Überdruß vermengtes Mitleid einflößte, mit mir, für den ich nicht mehr Achtung fühlte. Ich hatte mich, so zu sagen, zu einer neuen Art von Egoismus erniedrigt, eines Egoismus ohne Muth, unzufrieden, und entwürdigt. Es war mir sehr angenehm, mich zu einem neuen Range von Ideen empor gehoben zu fühlen, die Fähigkeit, mich selbst vergessen zu können, um mich ganz uninteressirten Betrachtungen hinzugeben, wieder in mir zu entdecken; mein Geist schien sich aus langer schmachvoller Entwürdigung herauf zu arbeiten.

So verging fast die ganze Nacht. Ich ging aufs Gerathewohl, irrte durch die Felder, Gehölz und durch die Dörfer, wo alles im tiefsten Schweigen lag. Von Zeit zu Zeit erblickte ich aus irgend einer entfernten Wohnung ein mattes Licht, das die Finsterniß durchzuckte. Dort, sagte ich mir, dort leidet vielleicht irgend ein Unglücklicher unter dem Weh des herannahenden Todes, und ringt mit ihm,

mit dieſem Tode, dem unerklärlichen Geheimniſſe, von welchem die tägliche Erfahrung die Menſchen noch nicht überzeugt zu haben ſcheint, dem Ende und Ziele unſeres Lebens, das uns weder tröſtet noch beruhigt, dem Gegenſtande fortgeſetzter Nichtbeachtung, und eines vorüber fliehenden Entſetzens. Und ich ſelbſt, fuhr ich fort, gebe mich dieſem ſinnloſen Widerſpruche hin! Ich empöre mich gegen das Leben, als ob das Leben nie enden würde! ich breite Unglück um mich her aus, um einige elende Jahre zu gewinnen, welche die Zeit mir bald entriſſen haben wird. Ach! laßt uns dieſe nutzloſen Anſtrengungen aufgeben! ich will des Anblicks genießen, die Zeit dahin fließen, und einen Tag des Lebens ſich auf den andern ſtürzen zu ſehen. Laßt uns regungslos bleiben, ein gleichgültiger Zuſchauer eines ſchon halb entſchwundenen Daſeyns. Mag man ſich desſelben bemächtigen, es zerreißen; man wird doch deſſen Dauer nicht verlängern! lohnt es der Mühe, ſich deßhalb in einen Kampf einzulaſſen?

Die Idee des Todes hat von jeher ei-

ne große Herrſchaft über mich ausgeübt, in den lebhafteſten Kränkungen, die ich erlitt, hat ſie mich jederzeit beſänftigt. Sie zeigte nun auch ihre gewohnte Wirkung. Meine Stimmung gegen Leonore wurde weniger bitter; die Aufgereiztheit meines Zuſtandes verſchwand; es blieb mir von den Eindrücken dieſer Nacht voll Raſerey nur eine ſanfte faſt ruhige Empfindung. Vielleicht trug die körperliche Ermüdung, die ich fühlte, viel zu dieſer Ruhe bey.

Der Tag begann wieder zu erwachen, und ich unterſchied bereits die Gegenſtände; ich ſah, daß ich ſehr weit von Leonorens Wohnorte entfernt war. Ich ſtellte mir ihre Unruhe vor, und beeilte mich zu ihr zu kommen, ſo ſehr es meine Ermüdung mir erlaubte, als mir ein Mann zu Pferde begegnete, den ſie, mich zu ſuchen, ausgeſchickt hatte. Er erzählte mir, daß ſie ſeit zwölf Stunden in der größten Beſorgniß ſey, und daß ſie, nachdem ſie nach Warſchau gekommen war, und die Umgegend durchſtreift hatte, ohne mich zu finden, in einem Zu-

ſtande unausſprechlicher Angſt nach Hauſe gekehrt ſey, und die Dorfbewohner nach allen Seiten in die Felder, mich zu entdecken, ausgeſchickt habe. Dieſer Bericht erfüllte mich ſogleich mit ſehr empfindlichem Unwillen. Ich zürnte, von Leonoren auf eine ſo liſtige Art bewacht zu ſeyn. Vergebens ſagte ich mir, daß ihre Liebe allein der Grund davon ſey, war nicht eben dieſe Liebe allein die Quelle all meines Unglücks? Dennoch brachte ich es dahin, dieſe Empfindung, die ich mir zum Vorwurfe machte, zu beſeitigen. Ich wußte ſie lebhaft beunruhigt und leidend. Ich ſtieg zu Pferde; ich durchflog mit Schnelligkeit den Raum, der uns trennte. Sie empfing mich mit Ausbrüchen der Freude; von ihrer Rührung ward ich ſelbſt gerühret. Unſere Unterredung war kurz, weil ſie bald daran dachte, daß ich der Ruhe bedürfe; und ich ſchied von ihr, dießmal wenigſtens, ohne etwas geſagt zu haben, was ſie hätte betrüben können.

8.

Des andern Morgens erwachte ich, von denſelben Gedanken verfolgt, die mich den vorigen Tag beunruhigt hatten. Meine Unruhe verdoppelte ſich die folgenden Tage. Leonore ſuchte vergebens die Urſache zu ergründen. Ich antwortete, durch ihre ungeſtümen Fragen bedrängt, mit einſylbigen Ausdrücken. Ich verhärtete mich gegen ihre Bitten; denn ich wußte gar wohl, daß auf die Freymüthigkeit von meiner Seite ihr Schmerz erfolgen, und dieſer mich zu neuer Verſtellung nöthigen würde.

Voll Unruhe und Befremdung, nahm ſie zu einer ihrer Freundinnen die Zuflucht, um das Geheimniß zu entdecken, das ſie mich ihr zu verſchweigen anklagte. Begierig ſich ſelbſt zu betriegen, wollte ſie eine Thatſache haben, wo es ſich nur um eine Empfin-

dung handelte. Diese Freundinn sprach mit mir von meiner eigensinnigen Laune, von der Sorgfalt, die ich zeigte, jede dauernde Verbindung zurück zu weisen, von meinem unerklärlichen Durst zu brechen und mich allein zu sehen. Ich hatte bis dahin niemanden vertraut, daß ich Leonoren nicht mehr liebte; mein Mund widersetzte sich einem Geständnisse, das mir eine Treulosigkeit zu seyn schien. Dennoch wollte ich mich rechtfertigen. Ich erzählte meine Geschichte mit Schonung, indem ich Leonoren sehr lobte, die Widersprüche meines Betragens eingestand, und sie auf die Schwierigkeit unserer Lage schob, ohne mir doch ein Wort zu erlauben, das deutlich die Abwesenheit der Liebe als die wahre Ursache jener Schwierigkeit von meiner Seite angegeben hätte. Die Frau, die meinen Bericht hörte, ward dadurch gerührt, sie sah Großmuth in dem, was ich Schwäche nannte, Unglück in dem, was ich als Härte bezeichnet hatte. Dieselben Erklärungen, welche die leidenschaftliche Leonore in Wuth setzten, waren für die unparteyische Seele ihrer Freun-

dinn überzeugend. Man ist so gerecht, wenn unser Eigennutz sich nicht in's Spiel mengt!— Wer ihr aber auch seyd, vertrauet nie einem andern das Geheimniß eures Herzens, dieß Herz allein kann seine Sache vertheidigen, die Tiefe seiner Wunden messen; jede Mittelsperson wird ein Richter; sie untersucht und prüft, begreift die Gleichgültigkeit, nimmt sie als möglich an, ja erkennt sie als unvermeidlich, entschuldigt sie dadurch selbst, und diese Gleichgültigkeit findet sich so zu ihrer Verwunderung vor ihren eigenen Augen gerechtfertigt. Die Vorwürfe Leonorens hatten mich überzeugt, daß ich schuldig sey; ich erfuhr von ihrer Freundinn, die sie zu vertheidigen glaubte, daß ich nur unglücklich sey. Ich wurde zu dem vollständigen Geständnisse meiner Empfindungen fortgerissen. Ich gab zu, daß ich für Leonoren Ergebung, Sympathie, Mitleid fühle, fügte aber hinzu, daß die Liebe bey Erwägung meiner Pflichten gegen sie nicht in die geringste Betrachtung komme. Diese Wahrheit, bis dahin in meinem Herzen verschlossen, und nur manchmal

Leonoren ſelbſt in Mitte meiner Verwirrung und meines Zorns entſchleyert, gewann nun in meinen Augen dadurch ſelbſt mehr Gewißheit und Stärke, weil ein Anderer der Verwahrer dieſes Geheimniſſes geworden war. Es iſt ein großer, ein nicht wieder zu vernichten möglicher Schritt, wenn man plötzlich einem Dritten die verborgnen Falten einer Liebesverbindung aufdeckt. Der Tag, der ſo in dieß Heiligthum eindringt, bekräftigt und vollendet die Zerſtörung, die noch die Nacht mit ihren Schatten deckte; ſo bewahren in Grabſtätten verſchloſſene Körper oft lange ihre erſte Feſtigkeit, bis ſie die äußere Luft trifft, und ſie in Staub verwandelt.

Leonorens Freundinn verließ mich. Ich weiß nicht, welchen Bericht ſie ihr von unſerer Unterredung erſtattete. Als ich aber mich dem Saale näherte, hörte ich Leonoren ſehr lebhaft ſprechen; mich erblickend, verſtummte ſie. Bald doch brachte ſie auf mancherley Art allgemeine Ideen vor, die indeß alle nur ſehr beſtimmte Ausfälle waren. „Nichts iſt lächerlicher," ſagte ſie, „als der Eifer

gewiſſer Freundſchaften. Es gibt Leute, die ſich ſehr bemüht zeigen, unſer Intereſſe zu beſorgen, nur um unſere Sache ſicherer verrathen zu können. Sie nennen das Anhänglichkeit, mir wäre Haß etwas Wünſchenswertheres." Ich verſtand leicht, daß Leonorens Freundinn meine Partey gegen ſie genommen, und ſie dadurch, daß ſie mich nicht hinlänglich ſchuldig fand, erzurnt hatte. Ich empfand nur zu viele Übereinſtimmung meiner Geſinnungen mit einer Fremden gegen Leonoren. Dieß war eine Schranke mehr zwiſchen unſeren Herzen.

Einige Tage ſpäter ging Leonore noch weiter; ſie war ganz unfähig, über ſich einige Herrſchaft auszuüben. Wie ſie eine Urſache ſich zu beklagen zu haben glaubte, ging ſie gerade zur Erklärung ohne Schonung und Überlegung, und zog die Gefahr eines Bruches dem Zwange der Verſtellung vor. Die beyden Freundinnen trennten ſich, für immer entzweyt.

„Warum Fremde in unſere geheimen Zwiſtigkeiten mengen?" ſagte ich zu Leonoren.

„Bedürfen wir eines Dritten, um uns zu verſtehen? Und wenn wir uns nicht mehr verſtehen, wo iſt der Dritte, der dagegen Hülfe aufbrächte?" „Sie haben Recht," ſagte ſie, „aber es iſt Ihr eigener Fehler. Ehemals wandte ich mich an Niemanden, wenn ich bis zu Ihrem Herzen gelangen wollte."

Plötzlich erklärte Leonore die Abſicht, ihre Lebensweiſe zu verändern. Ich errieth aus ihren Äußerungen, daß ſie die Unzufriedenheit, die mich verzehrte, der Einſamkeit, in der wir lebten, zuſchrieb; doch erſchöpfte ſie ſich in Aufzählung von falſchen Urſachen, die ſie zu dieſem Entſchluſſe bewogen hatten, ehe ſie die wahre angab. Wir brachten einander gegenüber einſylbige Abende zwiſchen Stillſchweigen und übler Laune hin. Die Quelle langer Unterredungen war verſiegt.

Leonore wollte die adeligen Familien, die in der Nähe Warſchau's wohnten, um ſich verſammeln. Ich ſah leicht die Hinderniſſe und die Gefahren dieſes Verſuches vorher. Die Verwandten, welche ihr die Erbſchaft ſtreitig machten, hatten ihre früheren Verir-

rungen entdeckt, und zahllose Verleumdungen gegen sie ausgestreut. Ich zitterte vor den Erniedrigungen, welchen sie trotzen wollte, und bemühte mich, ihr ihren Vorsatz auszureden. Meine Vorstellungen waren fruchtlos. Ich beleidigte durch meine Sorge ihren Stolz, obwohl ich mich nur mit Schonung ausgedrückt hatte. Sie stellte sich vor, unsere Verbindung sehe mich in Verlegenheit, weil sie zweydeutig schien. Sie war nun um so mehr bemüht, in der Welt wieder einen ehrenvollen Platz zu gewinnen, und sah sich durch einigen Erfolg belohnt. Die Wohlhabenheit, deren sie genoß, ihre Schönheit, welche die Zeit nur wenig vermindert hatte, der Ruf ihrer Abenteuer selbst, alles erweckte die Neugierde. Sie sah sich bald von zahlreicher Gesellschaft umgeben; innerlich war sie aber vom Gefühl der Verlegenheit und von Unruhe verfolgt. Ich selbst war mit meiner Lage unzufrieden; sie glaubte, ich sey es mit der ihrigen; sie quälte sich, aus ihr heraus zu treten. Ihre brennende Sehnsucht gestattete ihr aber keine Überlegung. Ihre zweydeutige

Stellung warf eine gewiſſe Unſicherheit in ihr Benehmen, und Übereilung in jede Unternehmung. Sie hatte einen richtigen Blick, der aber nicht weit reichte. Dieſe Richtigkeit des Blicks war durch die Heftigkeit ihres Charakters getrübt, und ſie verfehlte die ſchmale Linie des Schicklichen, und wußte zarte Einzelnheiten nicht aufzufaſſen. Sie hatte zum erſten Mal einen Zweck vor Augen, und indem ſie gewaltſam auf ihn losſtürmte, verfehlte ſie ihn. Welche Verdrießlichkeiten erfuhr ſie, ohne ſie mir mitzutheilen! wie oft erröthete ich über ſie, ohne die Stärke zu haben, es ihr zu ſagen. So groß iſt unter den Menſchen die Macht der Zurückhaltung und Mäßigung, daß ich ſie, die Geliebte des Grafen von P***, mehr von deſſen Freunden, als jetzt als Erbinn eines großen Vermögens in Mitte ihrer Vaſallen geehrt ſah. Wechſelsweiſe ſtolz und demüthig, bald zuvorkommend bald zurückſtoßend, war in ihren Handlungen und Reden eine, ich weiß nicht welche, der Achtung, die ſich nur auf die Ruhe ſtützt, verderbliche Gewaltſamkeit.

Indem ich so Leonorens Fehler aufdecke, bin ich es, den ich anklage und verdamme. Ein Wort von mir hätte ihr Ruhe geschenkt. Warum konnte ich dieses Wort nicht aussprechen?

Indeß lebten wir friedlicher als sonst mit einander. Die Zerstreuung enthob uns unseren gewohnlichen Betrachtungen. Wir waren nur in Zwischenräumen allein; und da wir zu einander, unsere geheimen Gefühle ausgenommen, unbegränztes Vertrauen hegten, so ließen wir Beobachtungen und Thatsachen an die Stelle der Empfindungen treten, und unsere Gespräche hatten wieder einigen Reiz gewonnen. Bald aber wurde diese neue Art des Daseyns fur mich die Quelle einer neuen Verwirrung. In der Menge, die Leonoren umgab, verloren, sah ich bald, daß ich der Gegenstand der Befremdung und des Tadels geworden war. Die Zeit rückte heran, wo ihr Prozeß beendigt werden sollte. Ihre Gegner behaupteten, sie habe sich das väterliche Herz durch zahllose Verirrungen entfremdet. Meine Gegenwart ward diesen Anklagen zur Stütze; ihre

Freunde klagten mich an, daß ich ihr ſchade; ſie entſchuldigten ihre Leidenſchaft für mich, mir aber warfen ſie Mangel an Zartſinn vor; ſie ſagten, ich mißbrauche eine Neigung, die ich hätte mäßigen ſollen. Ich wußte es ja nur allein, daß, wenn ich ſie verließe, ich ſie nach mir ziehen würde, und daß ſie, um mir zu folgen, die Sorge für ihr Glück und jede Überlegung und Klugheit vernachläſſigen würde. Ich konnte nicht die Welt zum Vertrauten dieſes Geheimniſſes machen. Ich erſchien daher in dem Hauſe Leonorens nur als ein dem Erfolg ihrer Bemühungen für ihr ſich nun der Entſcheidung nahendes Schickſal ſchädlicher Fremder. Durch eine ſonderbare Umkehrung der Wahrheit beklagte man, indeß ich das Opfer ihres eigenſinnigen Willens war, ſie als das Opfer einer Überlegenheit des Einfluſſes, den ich mir geſtattete.

Der Ruf dieſes allgemeinen Tadels gelangte zu mir. Ich ward durch dieſe unerwartete Entdeckung empört. Ich hatte für eine Frau meines eigenen Intereſſes vergeſſen, und ihretwegen alle Freuden der Welt von mir

gewiesen, und nun war ich es, den die öffentliche Meinung verdammte.

Es kostete mich nur ein Wort, um auf's neue die verbesserte Lage der unglücklichen Leonore umzustoßen. Wir kehrten zu unserer vorigen Rückgezogenheit zurück. Ich hatte dieses Opfer verlangt. Leonore glaubte dadurch neue Rechte gegen mich gewonnen zu haben, und ich fühlte mich von neuen Fesseln belastet.

Ich konnte die Bitterkeiten, ja die Wuth nicht schildern, welche dadurch in unsern so verwickelten Verhältnissen sich erzeugte. Unser Daseyn war nichts mehr als fortgesetzter Gewittersturm. Das Vertrauen verlor alle seine Reitze, die Liebe alle ihre Sanftheit. Es zeigte sich unter uns nicht einmal mehr jene augenblickliche Rückkehr zu ehemaligen Empfindungen, die für wenige Minuten unheilbare Wunden zu heilen scheinen. Die Wahrheit machte sich nach allen Seiten Tag, und ich entlehnte, um mich verständlich zu machen, die härtesten schonungslosesten Ausdrücke. Ich hielt nicht inne, bis ich Leonoren in Thränen sah, ihre Thränen selbst waren für mich nur eine bren-

nende Lava, die, tropfenweise auf mein Herz fallend, mir wohl Geschrey entriß, aber keinen Widerruf erzwang. Damals war es, wo ich Leonoren mehr als einmal bleich und wie von prophetischem Geiste durchbebt sich erheben sah. „Adolf," schrie sie auf, „Sie kennen das Übel nicht, das Sie thun. Sie werden es eines Tages erfahren, Sie werden es durch mich erfahren, wenn Sie mich ins Grab gestürzt haben werden." Ich Unseliger! warum habe ich mich, wenn sie so sprach, nicht vor ihr in das Grab gestürzt!

9.

Ich war ſeit meinem erſten Beſuche nicht wieder zu Baron T*** zurückgekehrt. Eines Morgens empfing ich von ihm folgendes Schreiben:

„Die Rathſchläge, die ich Ihnen gab, verdienten nicht, daß Sie mir Ihre Gegenwart ſo lange entziehen. Welche Partey Sie auch in Ihren eigenen Angelegenheiten ergreifen wollen, bleiben Sie doch nichts deſto weniger der Sohn meines theuerſten Freundes. So werde ich immer aus Ihrem Umgange Vergnügen ſchöpfen, und es mir zur Freude rechnen, Sie in einen Kreis einführen zu dürfen, in deſſen Mitte, wie ich Ihnen verſprechen darf, Sie ſich gerne finden werden. Erlauben Sie mir beyzufügen, daß, je mehr Ihre Lebensweiſe, die ich nicht zu mißbilligen beabſichtige, etwas von Sonderbarkeit an ſich hat, Sie um ſo mehr trachten ſollten, übel

begründete Vorurtheile zu zerstreuen, indem Sie sich der Welt zeigen."

Ich war von dem Wohlwollen, das mir ein bejahrter Mann zeigte, gerühret; ich begab mich zu ihm, es war dort keine Rede von Leonoren. Der Baron behielt mich zu Tische. Es waren an jenem Tage nur einige allerdings geistreiche und liebenswürdige Männer geladen. Ich war anfangs verlegen, doch that ich mir Gewalt an; ich belebte mich und sprach. Ich entwickelte, so sehr es mir möglich war, Geist und Kenntnisse. Ich bemerkte, daß es mir gelang, Beyfall zu gewinnen, und fand in dieser Gattung guten Erfolgs einen Genuß meiner Eigenliebe, dessen ich lange beraubt gewesen war. Dieser Genuß machte mir die Gesellschaft des Baron T*** noch angenehmer.

Meine Besuche vervielfachten sich. Er übertrug mir einige, seine Sendung betreffende Arbeiten, die er mir ohne Unschicklichkeit vertrauen zu können glaubte. Leonore fand sich anfänglich durch diese Veränderung meiner Lebensart befremdet; ich sprach ihr aber von

der Freundschaft des Barons für meinen Vater, und von dem Vergnügen, welches ich darin fand, letzteren in meiner Abwesenheit dadurch zu beruhigen, daß ich mich nützlich zu beschäftigen schien. Die arme Leonore, ich schreibe es in diesem Augenblick mit einem Gefühle des Vorwurfs, fand einige Freude darin, daß ich jetzt ruhiger schien, und ergab sich, ohne sehr zu klagen, darein, einen großen Theil des Tages von mir getrennt zu leben. Der Baron seiner Seits, als nur erst einiges Vertrauen zwischen uns Platz gefunden hatte, fing auf's neue von Leonoren zu sprechen an. Immer hatte ich die bestimmte Absicht, von ihr nur Gutes zu reden; aber ohne es gewahr zu werden, ließ ich mich über sie bald in einem leichteren zwanglosen Tone vernehmen. Entweder verrieth ich durch Aufstellung irgend eines allgemeinen Grundsatzes, daß ich die Nothwendigkeit, mich von ihr zu trennen, anerkenne, oder es kam mir ein Scherz zu Hülfe, und ich sprach lächelnd von den Weibern und der Schwierigkeit, mit ihnen zu brechen. Diese Gespräche unterhiel-

ten einen grau gewordenen Staatsmann, dessen Kraft verbraucht war, und der sich dunkel von seiner Jugend her erinnerte, er sey auch von Liebesintriguen gequält worden. So betrog ich, indem ich eine Empfindung verheimlichte, mehr oder weniger alle Welt. Ich betrog Leonoren; denn ich wußte, daß mich der Baron von ihr entfernen wollte, und verschwieg es ihr. Ich betrog den Baron, denn ich ließ ihm den Wahn, ich sey ganz bereit, mit Leonoren zu brechen. Diese Falschheit war eigentlich meinem Charakter fremd; der Mensch verschlimmert sich aber, so wie er in seinem Innern auch nur einen Gedanken, den er fortgesetzt zu verheimlichen gezwungen ist, beherbergt.

Bis jetzt hatte ich bey Baron T*** nur mit solchen Männern, die seinen vertrauten Umgang ausmachten, Bekanntschaft gemacht. Eines Tags schlug er mir vor, einem großen Feste beyzuwohnen, welches er zur Feyer der Geburt seines Herrn gab. „Sie werden dort," sagte er, „die schönsten Frauen Polens finden; freylich jene, die Sie lieben, werden

Sie nicht treffen, es thut mir leid; es gibt aber Frauen, die man nur in ihrer eigenen Wohnung sehen kann." Diese Rede traf mich empfindlich. Ich schwieg; doch warf ich mir innerlich vor, Leonoren nicht vertheidigt zu haben, da sie, hätte man mich in ihrer Gegenwart angegriffen, sich lebhaft meiner angenommen haben würde.

Die Gesellschaft war zahlreich. Man beobachtete mich mit Aufmerksamkeit. Ich hörte ganz leise rund um mich die Namen meines Vaters, Leonorens und den Grafen von P*** nennen. Wie ich mich näherte, schwieg man, um, wie ich mich zurück zog, wieder zu beginnen. Es war nun kein Zweifel übrig, daß man sich meine Geschichte erzähle; jeder freylich erzählte sie nach seiner Weise. Meine Lage ward mir unerträglich, die Stirn bedeckte kalter Schweiß; wechselsweise erbleichte und erröthete ich.

Der Baron bemerkte meine Verlegenheit. Er kam auf mich zu, verdoppelte seine Aufmerksamkeit und seine zuvorkommende Art, suchte jede Gelegenheit, mich mit

Lobsprüchen zu überhäufen hervor, und das Übergewicht ſeiner Achtung zwang bald die Andern zu einem gleichen Betragen.

Als jedermann ſich zurückgezogen hatte, ſagte Baron T***,: „Ich wünſchte noch ein Mal offnen Herzens mit Ihnen zu ſprechen. Warum wollen Sie in einer für Sie ſchmerzvollen Lage bleiben? wem thun Sie Gutes dadurch? Glauben Sie, man weiß nicht, was zwiſchen Ihnen und Leonoren vorgeht? Alle Welt kennt Ihre Bitterkeit, und ihre wechſelſeitige Unzufriedenheit. Sie ſchaden ſich ſelbſt durch Ihre Schwachheit wie durch Ihre Härte; denn, was das Allerfolgewidrigſte iſt, Sie geben dieſer Frau, die Sie ſo unglücklich macht, keine Empfindung des Glückes."

Ich war von der Qual, die ich empfunden hatte, noch ganz verſtört. Der Baron zeigte mir mehrere Briefe meines Vaters. Sie drückten eine weit tiefere Betrübniß aus, als ich vermuthete. Ich ward erſchüttert. Der Gedanke, daß ich Leonorens Leiden nur vermehrte, vergrößerte noch meine Unentſchloſ-

ſenheit. Endlich, als hätte ſich, während ich noch zauderte, alles gegen ſie vereinigen wollen, ſollte ihre Heftigkeit ſelbſt mich zum Entſchluſſe bringen. Ich war den ganzen Tag abweſend geweſen. Der Baron hatte mich nach der Geſellſchaft bey ſich zurück gehalten. Die Nacht ſchritt vorwärts. Man brachte mir einen Brief Leonorens in Gegenwart des Barons. Eine Gattung Mitleid mit meiner Knechtſchaft war in ſeinen Augen zu leſen; der Brief ſelbſt war voll Bitterkeit. Wie? ſagte ich mir, nicht einen Tag ſoll ich frey hinbringen können? nicht eine Stunde kann ich ruhig athmen. Sie verfolgt mich überall, wie einen Sclaven, den man zu ihren Füßen zurück bringen muß, und nur um ſo heftiger, je ſchwächer ich mich fühle. „Ja," rief ich aus, „ich nehme den Antrag an, mich von Leonoren zu trennen; ich werde es ihr ſelbſt in's Angeſicht ſagen; Sie können meinen Vater im voraus davon unterrichten."

Während ich dieß ſagte, ſtürzte ich von dem Baron fort, durch die Worte, die ich ge-

ſprochen, gedrückt, und ſelbſt kaum dem Verſprechen glaubend, das ich gegeben hatte.

Leonore erwartete mich mit Ungeduld. Durch einen eigenen Zufall hatte man ihr gerade während meiner Abweſenheit das erſte Mal von den Verſuchen des Barons, mich von ihr zu trennen, Nachricht gegeben. Man hatte ihr meine Reden, die Scherze, die ich mir erlaubt hatte, hinterbracht. Ihr Verdacht war erwacht, ſie erwog mehrere Umſtände, die ihn zu beſtätigen ſchienen. Meine plötzliche Verbindung mit einem Manne, den ich ſonſt nie gekannt hatte, die Vertraulichkeit, die zwiſchen ihm und meinem Vater herrſchte, ſchienen ihr untriegliche Beweiſe. Ihre Unruhe wuchs innerhalb wenigen Stunden ſo ſehr, daß ich ſie von dem, was ſie meine Treuloſigkeit nannte, vollkommen überzeugt traf.

Ich war mit dem feſten Entſchluſſe gekommen, ihr alles zu ſagen. Von ihr angeklagt, beſchäftigte ich mich nun, wer ſollte es glauben? alles zu verheimlichen; ja, ich läug-

nete diesen Tag förmlich, was ich ihr den folgenden selbst erklären wollte.

Es war spät geworden. Ich verließ sie; ich eilte zu Bette zu kommen, um diesen langen Tag zu beendigen, und als ich nun recht gewiß war, er sey zu Ende gebracht, fühlte ich mich für den Augenblick von meiner ungeheuern Last befreyt.

Ich stand des andern Tags erst gegen Mittag auf, als hätte ich durch Verspätung unseres Wiedersehens den entscheidenden Augenblick selbst verspätet.

Leonore hatte sich während der Nacht gesammelt, sowohl durch eigene Überlegung, als in Erwägung meiner Gespräche von gestern Abends. Sie sprach von ihren Angelegenheiten mit einer Sicherheit, die nur zu deutlich verkündete, daß sie unser Daseyn als unzertrennlich verbunden betrachtete. Wo Worte finden, die sie plötzlich der Verlassenheit zuschleuderten?

Die Zeit entfloh mit schreckenvoller Eile. Jede Minute machte die Nothwendigkeit einer Entdeckung dringender. Von

drey Tagen, die ich bestimmt hatte, war schon der zweyte Tag im Hinscheiden begriffen. Baron von T*** erwartete mich spätestens am übermorgigen Tage. Sein Brief an meinen Vater war abgelaufen; ich war daran, mein Versprechen zu brechen, ohne zu dessen Erfüllung auch nur einen Schritt gethan zu haben. Ich ging, ich kam wieder, ich nahm Leonorens Hand, ich fing zu reden an, und unterbrach mich sogleich wieder; ich betrachtete den Gang der Sonne, die sich schon gegen den Horizont neigte. Die Nacht brach herein, ich schob neuerdings auf. Mir blieb noch ein Tag, es wäre an einer Stunde genug gewesen.

Dieser Tag ging nun wie der vorhergehende hin. Ich schrieb dem Baron, um von ihm noch Zeit zu erbitten; und wie dieß schwachen Charaktern natürlich ist, wußte ich eine Menge Gründe anzuführen, um die Verspätung zu rechtfertigen, um zu beweisen, daß sie in dem Entschlusse, den ich gefaßt, nichts ändere, und daß man schon jetzt meine Verbindung mit Leonoren für immer als aufgelöst betrachten könne.

10.

Ich brachte die folgenden Tage ruhiger zu. Ich hatte die Nothwendigkeit zu handeln in eine ungewisse Zeit hinausgeschoben; sie verfolgte mich nun nicht mehr wie ein Gespenst. Ich glaubte alle Zeit zu haben, Leonoren vorzubereiten. Ich wollte mit ihr sanfter, zärtlicher seyn, um wenigstens die Erinnerung der Freundschaft aufrecht zu erhalten. Meine Gemüthsbewegung war ganz anderer Art, als sonst. Ich hatte den Himmel angesicht, plötzlich zwischen mir und Leonoren ein Hinderniß, das ich nicht mehr übersteigen konnte, aufzuthürmen. Dieß Hinderniß hatte sich wirklich erhoben. Ich heftete meine Blicke auf Leonoren, wie auf ein Wesen, das ich zu verlieren bestimmt war. Ihre Ansprüche an mich, die mir so oft unerträglich schienen, schreckten

mich nicht mehr; ich fühlte mich im voraus befreyt. Im Gegentheile fühlte ich mich freyer, indem ich ihr nachgab, und fühlte nicht mehr jenen innern Aufruhr, der mich erst dahin gebracht hatte, alles zu zerreißen. Es war in mir keine Ungeduld mehr, nur der geheime Wunsch, den düsteren Augenblick zu verspäten.

Leonore bemerkte die zuneigungsvollere zärtlichere Stimmung, und ward selbst weniger bitter. Ich suchte nun mit ihr zu reden, welches ich sonst vermieden hatte, ich gebrauchte jene Ausdrücke der Liebe, die mir kaum erst überlästig, jetzt aber kostbar waren, da sie in jedem Augenblick die letzten seyn konnten.

Eines Abends hatten wir uns nach sanftern Gesprächen als gewöhnlich verlassen. Das Geheimniß, das ich in meiner Brust verschloß, machte mich düster; es war eine Traurigkeit, die nichts von Heftigkeit an sich hatte. Die Ungewißheit des Zeitpuncts unserer Trennung, die ich beschlossen hatte, diente nur den Gedanken an sie mir zu entrücken. Während der Nacht hörte ich im Schlosse ein unge-

gewöhnliches Getöse. Es hörte bald wieder auf, ich achtete nicht darauf. Des Morgens doch erinnerte ich mich wieder daran, ich wollte die Ursache wissen, und lenkte meine Schritte nach Leonorens Zimmer. Wie groß war mein Schrecken, als man mir sagte, daß sie seit zwölf Stunden in einem hitzigen Fieber liege, daß ein Arzt, den ihre Leute herbey gehohlt, ihr Leben in Gefahr erkläre, daß sie es aber gebieterisch untersagt habe, mich davon zu benachrichtigen, oder mich zu ihr hinein zu lassen.

Ich bestand darauf, der Arzt selbst kam heraus, um mir die Nothwendigkeit, ihr alle Erschütterung zu ersparen, vorzustellen. Er schrieb ihr Verbot, dessen Grund er nicht kannte, der Sorge, mir keinen Schreck zu verursachen, zu. Ich befragte die Dienstleute mit peinlicher Angst, was sie denn so plötzlich in einen so gefährlichen Zustand habe stürzen können. Abends, nachdem sie mich verlassen hatte, hatte sie durch einen Menschen, der zu Pferde angekommen war, einen Brief aus Warschau erhalten; als sie ihn öffnete und

durchflog, ſey ſie in Ohnmacht geſunken. Als ſie wieder zu ſich kam, habe ſie ſich aufs Bett geworfen, ohne ein Wort zu ſprechen. Eine ihrer Frauen, durch die Erſchütterung, die ſie an ihr wahrnahm, beſorgt gemacht, ſey unbemerkt im Zimmer geblieben, und habe beobachtet, daß ſie gegen Mitternacht von einem Zittern ſo heftiger Art, daß es das Bett erſchütterte, ergriffen worden ſey. Sie wollte mich rufen, doch habe ſich Leonore in einer Gattung Entſetzen ſo heftig dagegen erklärt, daß man es nicht gewagt, gegen ihren Willen zu handeln. Man habe einen Arzt holen laſſen; Leonore habe ſich geweigert, und weigere ſich noch, ihm zu antworten; ſie habe die Nacht hindurch einzelne abgebrochene Worte, die man nicht verſtehen konnte, ausgeſtoßen, ihr Sacktuch oft gegen den Mund haltend, um ſich im Reden zu hindern.

Während man mir dieß ausführlich erzählte, kam ein anderes Weib, das bey ihr geblieben war, voll Entſetzen zu uns gelaufen. Leonore ſchien den Gebrauch der Vernunft verloren zu haben. Sie unterſchied

nichts von ihren Umgebungen. Sie stieß manchmal einen Schrey aus, nannte meinen Namen, dann plötzlich schaudernd, gab sie mit der Hand ein Zeichen, als wollte sie einen verhaßten Gegenstand entfernt wissen.

Ich trat in das Zimmer. Ich sah am Fuße ihres Bettes zwey Briefe liegen. Der eine war jener, den ich an den Baron geschrieben hatte, der andere von ihm selbst an Leonoren gerichtet. Ich kannte nun die Auflösung dieses schaudervollen Räthsels nur zu gut. Alle meine Anstrengungen, noch Zeit zu gewinnen, die ich noch dem letzten Abschiede von Leonoren hatte weihen wollen, hatten sich auf diese Weise gegen die Unglückliche, die ich schonen wollte, gekehrt. Leonore hatte von meiner eigenen Hand die Verheißungen, sie zu verlassen, gelesen, Verheißungen, die mir nur von dem Wunsche, länger bey ihr zu verweilen, eingegeben worden waren, und die ich aber, der Lebhaftigkeit dieses Wunsches selbst wegen, oftmals wiederholt und auf jede mögliche Art aus einander gesetzt hatte. Der unbefangene Blick des Baron T*** hatte in

jeder Zeile dieſer oft wiederholten Betheurungen leicht meine Unentſchloſſenheit, die ich zu verbergen ſuchte, und die Winkelzüge meiner Unentſchiedenheit bemerkt; der Grauſame hatte aber ſehr gut berechnet, daß Leonore darin eine unwiderrufliche Entſcheidung erblicken würde. Ich näherte mich ihr; ſie ſah mich an, ohne mich zu erkennen. Ich redete ſie an, ſie zitterte. Was iſt das für ein Geräuſch, rief ſie? das iſt die Stimme, die mir wehe that! Der Arzt bemerkte, daß meine Gegenwart ihren Wahnſinn vermehre, und beſchwur mich, mich zu entfernen. Wie ſoll ich das, was ich drey lange Stunden hindurch empfand, beſchreiben? Der Arzt entfernte ſich endlich, Leonore war in einen tiefen Schlaf verfallen. Er gab die Hoffnung, ſie zu retten, nicht auf, wenn nach ihrem Erwachen das Fieber beſänftigt wäre.

Leonore ſchlief lange. Von ihrem Erwachen unterrichtet, ſchrieb ich ihr, ſie um die Erlaubniß zu ihr kommen zu dürfen, bittend. Sie ließ mich eintreten. Ich wollte ſprechen, ſie unterbrach mich. „Daß ich von Ihnen,“ ſag-

te ſie, „kein grauſames Wort höre! Ich mache keine Anſprüche mehr, ich will mich gegen nichts auflehnen, aber daß dieſe Stimme, die ich ſo ſehr geliebt habe, dieſe Stimme, die in den Tiefen meines Herzens ſo ſanft wiedertönte, nicht dahin dringe, es zu zerreißen. Adolf, Adolf! ich bin heftig geweſen, ich konnte Sie beleidigen; Sie wiſſen aber nicht, was ich litt! Gott wolle, daß Sie es nie erfahren!"

Ihre Bewegung ſtieg aufs äußerſte. Sie legte ihre Stirne auf meine Hand; ich fand ſie brennend heiß. Ein fürchterlicher Krampf entſtellte ihre Züge. „Im Namen Gottes!" rief ich, „hören Sie mich an, Leonore. Ja! ich bin ſchuldig, dieſen Brief....." Sie zitterte, und wollte ſich entfernen; ich hielt ſie zurück. „Schwach, gequält," fuhr ich fort, „konnte ich wohl einen Augenblick einer grauſamen Zudringlichkeit nachgeben, aber erhielten Sie nicht bereits unzählige Proben, daß ich nichts, was uns trennt, wollen kann? Ich war unzufrieden, unglücklich, ungerecht. Vielleicht mit zu viel Heftigkeit gegen eine auf-

rührerische Einbildungskraft kämpfend, haben Sie meinem ohnmächtigen flüchtigen Willen, den ich jetzt verachte, Stärke geliehen. Können Sie aber meine innige Zuneigung in Zweifel ziehen? Sind unsere Seelen nicht mit unauflöslichen Ketten an einander gefesselt? Ist nicht die Vergangenheit unser gemeinschaftliches Gut? können wir einen Blick auf die letzten drey Jahre zurückwerfen, ohne die Eindrücke, die uns gemeinschaftlich waren, die Freuden, welche wir theilten, die Leiden, die wir zusammen trugen, uns zurück zu rufen? Leonore! fangen wir mit diesem Tage eine neue Epoche an, rufen wir uns die Stunden des Glücks und der Liebe zurück." Sie sah mich einige Zeit zweifelhaft an: „Ihr Vater, Ihre Familie," begann sie endlich, „Ihre Pflichten, das was man von Ihnen erwartet?"— — —„Gewiß." erwiederte ich, „einmahl, eines Tages vielleicht. . . ." — Sie bemerkte, daß ich zauderte. „Mein Gott," schrie sie auf, „warum geben Sie mir Hoffnung, wenn Sie mir sie gleich wieder rauben wollen. Adolf, ich danke Ihnen für Ihre

Bemühungen; sie thaten mir wohl, um so mehr, da sie Ihnen, wie ich hoffe, kein Opfer kosten sollen; aber ich beschwöre Sie, reden wir von der Zukunft nicht wieder. Werfen Sie sich nichts vor, was auch geschehen möge. Sie haben mir viele Güte gezeigt; ich wollte, was unmöglich war; Liebe war mein ganzes Leben, das Ihre konnte nicht gleicher Art seyn; weihen Sie sich mir noch einige Tage!" Thränen entströmten ihren Augen, ihr Athem schien weniger unterdrückt, sie stützte ihr Haupt auf meine Schulter. „Hier," sagte sie, „ist es, wo ich immer zu sterben wünschte." Ich drückte sie an mein Herz, ich verschwur von neuem meine Plane, und legte Verwünschungen auf meine grausame Wuth. „Nein," begann sie, „Sie sollen frey und zufrieden seyn. — Kann ich es seyn, wenn Sie unglücklich sind?" — „Ich werde nicht lange mehr unglücklich seyn, Sie werden mich nicht lange mehr zu bedauern haben." — Ich wies diese Furcht, die ich unbegründet glaubte, weit von mir zurück. „Nein, nein, theurer Adolf," sagte sie, „wenn man dem Tode lange ge-

rufen, ſo ſendet uns der Himmel endlich, ich weiß nicht, welches untrügliche Vorgefühl, das uns die Erhörung unſerer Bitte verkündigt." Ich ſchwur, ſie nie zu verlaſſen. — „Ich hoffte es immer," ſagte ſie, „jetzt doch bin ich deſſen gewiß."

Es war einer jener Wintertage, wo die Sonne wie trauernd auf das farbloſe Feld niederleuchtet, als ſchaute ſie mit Mitleid die Erde, die ſie zu erwärmen aufhörte. Leonore ſchlug mir vor, auszugehen. „Es iſt kalt," verſetzte ich. — „Es thut nichts," erwiederte ſie, „ich möchte mich gern mit Ihnen ein wenig ergehen." Sie nahm meinen Arm, wir gingen lange fort, ohne ein Wort zu ſprechen. Sie ſchritt nur mit Mühe vorwärts, und hing ſich faſt ganz an mich. „Stehen wir ein wenig ſtille," ſagte ich. „Nein," erwiederte ſie, „ich finde Vergnügen darin, mich noch von Ihnen unterſtützt zu fühlen." Wir ſanken in unſer Schweigen zurück. Der Himmel war heiter, die Bäume waren aber blätterlos; kein Hauch durchzitterte die Luft, kein Vogel durchſchnitt ſie, rings her keine

Bewegung; das einzige Geräusch, das wir hörten, war das Knistern des gefrornen Grases, das wir mit unserem Fuße zerdrückten. „Wie alles ruhig ist," sagte Leonore, „wie die ganze Natur stille Ergebung ausdrückt! soll nicht auch das Herz des Menschen verzichten lernen?" Sie setzte sich auf einen Stein; plötzlich sank sie in die Knie, und das Haupt neigend, stützte sie es auf ihre beyden Hände. Ich vernahm einige leise gesprochene Worte, und bemerkte, daß sie betete. Endlich aufstehend, sagte sie, „gehen wir zurück! die Kälte hat mich angegriffen, ich fürchte, ich werde mich übel befinden. Sagen Sie mir nichts, ich bin nicht im Stande Sie zu hören."

Von diesem Tage an sah ich Leonoren schwächer werden, und hinwelken. Ich rief von allen Seiten Ärzte zusammen. Die einen verkündeten mir in Leonorens Krankheit ein Übel ohne Rettung, die andern gaben mir leere Vertröstungen. Allein die Natur verfolgte düster und schweigend mit unsichtbarem Arme ihr erbarmungsloses Geschäft. Manchen Augenblick schien Leonore ins Le-

ben zurück kehren zu wollen, man hätte glauben können, die eiserne Hand, die auf ihr laſtete, ziehe ſich zurück. Sie erhob ihr ſchmachtendes Antlitz, ihre Wangen bedeckten ſich mit etwas lebhafteren Farben, ihre Augen belebten ſich. Aber plötzlich, durch das grauſame Spiel einer unſichtbaren Macht verſchwand, ohne daß man eine Urſache angeben konnte, dieſe lügenhafte Beſſerung wieder. Ich ſah ſie ſo Schritt vor Schritt dem Verderben entgegen gehen. Ich ſah auf dieſem edlen ausdrucksvollen Antlitze die Vorboten des Todes ſich eingraben. Ich ſah, ein niedrigendes, beweinenswerthes Schauſpiel! dieſen Charakter voll Kraft und Stolz tauſenderley verwirrte unzuſammenhängende Eindrücke von körperlichen Leiden annehmen, als hätte die Seele, in dieſen ſchrecklichen Augenblicken durch den Körper bedrängt, ſich auf alle Weiſe verwandelt, um ſich mit weniger Beſchwerde ihren entwürdigten Organen näher zu bringen.

Eine einzige Empfindung wechſelte nie in Leonorens Herzen, ihre Zärtlichkeit für mich.

Ihre Schwäche erlaubte ihr selten mit mir zu sprechen, sie richtete aber stillschweigend ihre Blicke auf mich, und mir schien es, als forderten diese Blicke das Leben der Geliebten von mir, der es ihr zu geben nicht vermochte. Ich fürchtete ihr eine zu lebhafte Bewegung zu verursachen, und nahm einen Vorwand, mich zu entfernen. Aufs Gerathewohl irrte ich in der Gegend umher, und suchte die Orte auf, wo ich mit ihr gewesen war; meine Thränen befeuchteten die Steine, den Fuß der Bäume, alle Gegenstände, die mir sie zurückriefen.

Es waren nicht die Schmerzen der Liebe, es war eine düsterere traurigere Empfindung. Die Liebe verwebt sich so sehr mit dem geliebten Gegenstande, daß selbst in ihrer Verzweiflung noch inniger Trost liegt. Sie kämpft gegen die Wirklichkeit, gegen das Schicksal, das Feuer ihrer Sehnsucht täuscht sie über ihre Stärke und erhebt sie in Mitte der Schmerzen. Meine Traurigkeit hatte den Charakter des Düstern und der Verlassenheit. Ich hegte keine Hoffnung mit Leonoren zu sterben.

Bald sollte ich ohne sie in dieser Wüste leben, die ich so oft unabhängig zu durchstreifen gewünscht hatte. Ich hatte das Wesen, das mich liebte, zertrümmert, dieses Herz, Gefährte des meinigen, das in unermüdlicher Zärtlichkeit nicht ablassen wollte, sich mir hinzugeben. Schon hatte mich die Verlassenheit schreckend ergriffen; Leonore lebte zwar noch, aber schon konnte ich ihr meine Gedanken nicht mehr mittheilen. Ich war schon allein auf der Erde. Ich lebte in jenem Dunstkreise der Liebe nicht mehr, den sie um mich verbreitet hatte. Die Luft, die ich einathmete, schien mir rauher, die Gesichter der Menschen, denen ich begegnete, gleichgültiger als gewöhnlich. Die ganze Natur schien mir zu sagen, ich sollte für ewig aufhören, geliebt zu seyn.

Die Gefahr Leonorens wurde von Tag zu Tag sichtbarer. Zeichen, die man nicht verkennen konnte, kündigten ihr nahes Ende an. Ein Priester ihrer Religion machte sie mit ihrer Gefahr bekannt; sie bat mich, ihr ein Kästchen zu bringen, worin viele ihrer Papiere

lagen. Sie ließ vor ihren Augen mehrere verbrennen; sie schien aber eines zu suchen, daß sie nicht fand, und ihre Unruhe ward sehr groß. Ich bat sie, dieses Suchen, das sie beunruhigte, und während welchem sie zweymal in Ohnmacht gesunken war, einzustellen. „Ich willige ein," erwiederte sie, „aber theurer Adolf, versagen Sie mir eine Bitte nicht; Sie werden unter meinen Papieren, ich weiß nicht wo, einen an Sie gerichteten Brief finden. Verbrennen Sie ihn, ohne ihn zu lesen, ich beschwöre Sie bey unserer Liebe, und bey diesen letzten Augenblicken, die Sie mir versüßt haben." Ich versprach es ihr. Sie ward ruhiger. „Vergonnen Sie mir," sagte sie dann, „mich den Pflichten meiner Religion hinzugeben. Ich habe viele Fehler zu büßen; meine Liebe zu Ihnen ist vielleicht ein solcher Fehler; dennoch würde ich es nicht glauben, hätte meine Liebe Sie glücklich machen konnen."

Ich verließ sie. Ich kehrte nur wieder mit allen ihren Leuten zurück, um den letzten feyerlichen Gebeten beyzuwohnen. In einem Win-

kel ihres Zimmers auf meinen Knien, versenkte mich bald in Gedanken, bald betrachtete ich mit unwillkürlicher Neugierde all diese versammelten Menschen. Den Schrecken der Einen, die Zerstreuung der Andern, auch jene sonderbare Wirkung der Gewohnheit, welche in alle vorgeschriebenen Übungen die Gleichgültigkeit mit sich führt, und welche die erhabensten und schauerlichsten Ceremonien wie Dinge der bloßen Übereinkunft oder von nichtssagender Äußerlichkeit betrachten lehrt. Ich hörte diese Menschen mechanisch die Sterbgebete hersagen, als sollten nicht sie selbst auch einst Schauspieler einer so tragischen Scene seyn, als müßten nicht auch sie einst sterben. Ich war indeß weit entfernt, diese Übungen zu verachten. Gibt es eine einzige, die der Mensch in seiner Unwissenheit als unnütz bezeichnen dürfte? Sie wirkten beruhigend auf Leonoren, sie halfen ihr jenen schrecklichen Schritt erleichtern, den wir alle thun müssen, ohne zu wissen, was dann geschehen werde. Ich wundere mich nicht, daß der Mensch einer Religion bedarf, was mich befremdet, ist

vielmehr, daß er sich je stark genug und über der Gränze des Unglücks wähnen kann, um eine von sich zu weisen. Er sollte vielmehr sich in seiner Schwäche geneigt fühlen, sie alle zu Hülfe zu rufen *). In der tiefen Nacht, die uns umgibt, dürfen wir da auch nur einen Schimmer des Lichts zurückweisen? In der Mitte des Stroms, der uns mit sich reißt, dürfen wir auch einem Zweige nur uns zurückzuhalten versagen?

Der Eindruck, den diese düstere Ceremonie auf Leonoren gemacht haben mußte, schien sie ermattet zu haben. Sie sank in einen ziemlich ruhigen Schlaf. Sie erwachte weniger von Schmerz gequält; ich war allein in ihrem Zimmer; wir sprachen von Zeit zu Zeit in langen Zwischenräumen etwas Weniges. Der Arzt, den ich in seinen Muthmaßungen als den geschicktesten gefunden hatte, hatte mir vorgesagt, sie werde nicht mehr vier und

*) Ein doch schaler Gedanke; da, wenn er alle zu Hülfe riefe, er keiner zugethan seyn mußte und könnte. Anmerk. des Übersetzers.

zwanzig Stunden leben. Ich sah von Zeit zu Zeit nach der Wanduhr, die die Stunden bezeichnete, und nach Leonorens Antlitz, auf dem ich keine neue Veränderung bemerken konnte. Jede Minute, die dahin ging, belebte meine Hoffnung, und ich fing an, die Vorhersagungen einer triegerischen Kunst in Zweifel zu ziehen. Plötzlich sprang aber Leonore in rascher Bewegung auf. Ich hielt sie zurück. Ein convulsives Zittern erschutterte ihren ganzen Körper. Ihre Augen suchten mich, in diesen Augen malte sich aber ein ungewisses Entsetzen, als hätte sie Gnade von einem drohenden Wesen verlangt, das sich meinem Blick entzog. Sie erhob sich, sie fiel zurück, man sah, daß sie sich anstrengte zu entfliehen. Man hätte glauben sollen, sie kämpfe gegen eine physische unsichtbare Macht, die, müde länger des entscheidenden Augenblicks zu harren, sie plötzlich ergriffen habe, und auf dieß Lager des Todes, mit ihr zu enden, niederhielte. Sie wich endlich der Empörung der feindseligen Natur. Ihre Glieder senkten sich; sie schien wieder Bewußtseyn zu gewinnen, und

drückte mir die Hand. Sie wollte weinen; doch sie hatte keine Thränen mehr! sie wollte reden, sie fand keinen Laut. Sie ließ, wie in ihr Loos ergeben, das Haupt auf den Arm, der sie stützte, sinken; das Athemholen wurde leichter; wenige Augenblicke, und sie war nicht mehr.

Ich blieb lange regungslos bey der leblosen Leonore. Die Überzeugung, sie sey todt, war noch nicht bis zu meiner Seele gedrungen. Meine Augen starrten mit dumpfem Staunen auf diesen leblosen Körper. Eine ihrer Weiber, die hereingekommen war, verbreitete endlich im Hause die trauervolle Neuigkeit. Das Getös, das um mich entstand, riß mich endlich aus der Erstarrung, in die ich versunken war. Ich erhob mich. Da war es, wo ich den zerreißendsten Schmerz, alles Entsetzen eines Abschieds ohne Wiederkehr fühlte. So viele Unruhe, alle die Thätigkeit des gewöhnlichen Lebens, so viele Sorgen und Umtriebe, die sie nichts mehr angingen, ließen endlich die Täuschung, die ich verlängerte, schwinden, diese Täuschung, durch die ich noch

mit Leonoren zu leben vermeinte. Ich fühlte das letzte Band reißen, und die schaudervolle Wirklichkeit trat für immer zwischen mich und sie. O wie drückte sie mich nieder, diese Freyheit, die ich so sehr vermißt hatte! wie sehr entbehrte mein Herz nun jene Abhängigkeit, welche mir so oft emporend geworden war. Sonst hatten alle meine Handlungen einen Zweck. Ich war sicher durch jede entweder einen Schmerz zu ersparen, oder eine Freude zu verursachen. Damals klagte ich darüber! ich war unmuthig, daß ein Freundesauge meine Schritte beobachte, daß irgend ein anderes Glück als das meine von ihnen abhing. Jetzt beobachtete sie niemand, und sie erregten die Theilnahme keines Menschen. Keiner bestritt mir Zeit und Stunden; keine Stimme rief mich zurück, wenn ich ging; im vollen Sinne des Worts war ich frey geworden; ich war nicht mehr geliebt, und aller Welt entfremdet!

Man brachte mir sämmtliche Papiere Leonorens, wie sie es befohlen hatte. In jeder Zeile fand ich neue Beweise ihrer Liebe, neue Aufopferungen, die sie mir gemacht, doch ver-

dorgen hatte. Ich fand endlich auch jenen Brief, den ich zu verbrennen versprochen hatte. Ich erkannte ihn nicht sogleich. Er war ohne Zuschrift, und offen. Einige Worte fielen wider meinen Willen mir in die Augen, ich strebte vergebens, sie wegzuwenden; ich konnte dem Bedürfnisse, den Brief ganz zu lesen, nicht widerstehen. Ich habe nicht die Stärke, ihn abzuschreiben. Leonore hatte ihn nach einer der heftigen Scenen, die ihrer Krankheit vorhergingen, niedergeschrieben. „Adolf," sagte sie, „warum wüthen Sie gegen mich? was ist mein Verbrechen? Sie zu lieben, und ohne Sie nicht leben zu können. Aus welchem sonderbaren Mitleid können Sie eine Verbindung nicht trennen, die sie drückt, während sie das unglückliche Wesen zerfleischen, bey der Ihr Mitleid sie zurückhält. Warum verweigern Sie mir das traurige Vergnügen, Sie wenigstens großmüthig zu glauben? Warum zeigen Sie sich wüthend und schwach? Der Gedanke meines Leidens verfolgt Sie, und das Schauspiel dieses Leidens selbst kann Sie nicht zurückhalten? Was verlangen Sie?

daß ich Sie verlasse? Sehen Sie nicht, daß mir dazu die Kraft mangelt? Ach! Sie, der nicht mehr liebt, Sie sind es, der in seinem meiner müden Herzen, da es so viele Liebe nicht entwaffnen konnte, jene Kraft finden soll. Sie werden mir jene Kraft nicht aufzwingen! Sie werden mich in Thränen hinschmachten lassen, und mir den Tod zu ihren Füßen geben. Sagen Sie nur ein Wort," fuhr sie fort, „gibt es ein Land, wohin ich Ihnen nicht folgen wollte? Gibt es eine Zufluchtsstätte, in der ich mich nicht gern verberge, um bey Ihnen zu leben, ohne eine Last zu seyn, die Ihr Daseyn niederdrückt? Aber nein, Sie wollen es nicht. Alle Plane, die ich Ihnen furchtsam und zitternd, denn Sie haben mich das Entsetzen kennen gelehrt, vorzulegen wage, Sie stoßen sie mit Unwillen zurück. Das Beste, was ich von Ihnen erhalten kann, ist Ihr Stillschweigen. So viele Härte ist Ihrem Charakter fremd. Sie sind gut; Ihre Handlungen sind edel und voll Hingebung; aber welche Handlungen vermochten Ihre Worte auszulöschen? Diese herben Worte tönen rund

um mich! Ich höre sie des Nachts, sie verfolgen, sie verschlingen mich, und vernichten alles, was Sie thun konnen. Muß es denn seyn, daß ich sterbe, Adolf? Wohl denn, Sie sollen zufrieden gestellt seyn. Es wird sterben, das arme Geschöpf, dem Sie einst wohl wollten; das Sie aber nun mit verdoppelten Streichen treffen. Sie wird sterben, diese lästige Leonore, die Sie nicht um sich dulden wollen, die Sie wie ein Hinderniß betrachten, das Ihnen auf Erden einen Platz, der Ihnen nicht zuwider wäre, zu finden wehrt. Sie wird sterben. Sie werden allein durch die Mitte jener Menge wandeln, unter welche sich zu mengen, Sie so sehr verlangen. Sie werden diese Menschen kennen lernen, deren Gleichgültigkeit Sie jetzt mit Dank erkennen, und vielleicht eines Tages von diesen dürren Herzen gepeinigt, werden Sie sich nach jenem Herzen zurücksehnen, über welches Sie geboten, das von Ihrer Neigung lebte, das tausend Gefahren für Ihre Vertheidigung getrotzt hätte, und das Sie jetzt auch nicht mit einem Blick mehr zu belohnen würdigen."

Brief an den Herausgeber.

Ich schicke Ihnen, mein Herr, das Manuscript, das Sie mir gütigst vertrauen wollten, wieder zurück. Ich danke Ihnen für diese Gefälligkeit, hat sie gleich in mir traurige Erinnerungen wieder erweckt, welche die Zeit fast verlöscht hatte. Ich kannte die meisten jener Menschen, die in Ihrer Geschichte auftreten; denn sie ist nur zu wahr. Ich habe diesen sonderbaren unglücklichen Adolf, der ihr Erzähler wie ihr Held ist, oft gesehen. Ich versuchte durch meine Rathschläge diese liebenswurdige Leonore, eines bessern Looses und eines treuern Herzens werth, jenem unheilbringenden Wesen zu entreißen, das, nicht weniger elend als sie, sie durch eine innere Liebenswürdigkeit beherrschte, und

durch seine Schwäche mißhandelte. Ach! als ich sie das letzte Mal sah, glaubte ich ihr einige Stärke gegeben, und ihren Verstand gegen ihr Herz bewaffnet zu haben. Nach einer nur zu langen Abwesenheit kam ich an den Ort, wo ich sie verlassen hatte, zurück, und fand nur allein ein Grab.

Sie sollten diese Erzählung bekannt machen. Sie kann jetzt niemand mehr kränken, und würde, meiner Meinung nach, nicht ohne Nutzen seyn. Leonorens Unglück beweist, daß auch die leidenschaftlichste Empfindung nichts gegen die Ordnung der Dinge vermag. Die Gesellschaft ist zu mächtig, und erneut sich unter zu vielen Gestalten, und menget einer Liebe, die sie nicht heiligte, zu viele Bitterkeit bey. Sie bequastiat die Neigung zur Unbeständigkeit, und jene erkältende Ermüdung, Krankheiten der Seele, die uns oft selbst im Schooße inniger Vertraulichkeit ergreifen. Die Gleichgültigen fühlen einen wunderbaren Drang, im Namen der Sittlichkeit Verfolger zu werden, und aus Eifer für die Tugend Schaden zuzufügen. Man konnte sa-

gen, der Anblick wahrer Neigung beläſtige ſie, weil ſie derſelben nicht fähig ſind, und finden ſie einen Vorwand, ſo ſchaffen ſie ſich gern das Vergnügen, ſie zu verfolgen und zu vernichten. Unſelig alſo eine Frau, die in einer Neigung ſicher zu ſeyn glaubt, welche zu vergiften alles ſich vereinigt, und gegen welche die Geſellſchaft, wenn ſie ſie nicht als geſetzmäßig zu ehren ſich gezwungen fühlt, ſich mit allem, was nur in dem Herzen des Menſchen Schlechtes iſt, bewaffnet, um das Gute, das ſich darin vorfindet, muthlos zu machen.

Das Beyſpiel Adolfs wird nicht weniger belehrend ſeyn, wenn Sie hinzufügen, daß, nachdem er das Weſen, das ihn liebte, von ſich ſtieß, er nicht weniger unruhevoll, unſtät und unzufrieden als vorher war, daß er von einer auf Koſten ſo vieler Leiden und Thränen wieder erlangten Freyheit keinen Gebrauch machte, und daß er, der ſich erſt des Tadels werth zeigte, des Mitleids würdig geworden iſt.

Wollen Sie Beweiſe, ſo leſen Sie beyliegende Briefe, die Sie über Adolfs weite-

res Schicksal aufklären werden. Sie werden ihn in sehr verschiedenen Lagen immer nur als ein Opfer jenes Gemengs von Eigenliebe und Empfindsamkeit finden, das sich in ihm zu seinem wie zu anderer Unglücke vereinigte; das Unglück vorhersehend, ehe er es einleitete, und sich mit Verzweiflung zurückziehend, wenn er es vollbracht hatte, durch seine Vorzüge mehr noch als durch seine Fehler gestraft, weil diese Vorzüge mehr in Rührungen des Gemüths als in Grundsätzen ihre Quelle hatten; wechselsweise der Hingegebenste und der Härteste der Menschen, der aber immer mit Härte endigte, nachdem er mit Hingebung begonnen hatte, und der keine andern Spuren als die seines Unrechts zurück ließ.

Antwort.

Ja, ich werde die Handschrift, die Sie mir zurücksenden, bekannt machen. Nicht als dächte ich wie Sie über den Nutzen, den sie hervorbringen könnte; jeder unterrichtet sich vielmehr in dieser Welt nur durch den eignen Schaden; die Frauen, die sie lesen, werden alle glauben, entweder einen Edlern als Adolf gefunden zu haben, oder mehr als Leonore werth zu seyn. Aber ich werde sie als eine wahre Darstellung der Erbärmlichkeit des männlichen Herzens bekannt machen. Wenn sie eine nützliche Lehre enthält, so gilt sie vorzüglich den Männern. Sie beweist, daß jener Geist, auf den man so stolz ist, weder zur Erreichung noch zur Ausspendung des Glückes hilft, sie beweist, daß Charakter, Festigkeit,

Treue, Güte, die Gaben sind, um die wir den Himmel anflehen sollten; doch nenne ich Güte nicht jenes flüchtige Mitleid, das den Überdruß nicht zu bezwingen vermag, und ihn nicht verhindert, Wunden, die ein Augenblick der Reue geschlossen hatte, wieder aufzureißen. Die große Schuld des Lebens ist der Schmerz, den wir verursachen, und die spitzfindigste Weisheit wird den Mann nicht zu rechtfertigen vermögen, der das Herz, das ihn liebte, zerreißen konnte. Ich hasse übrigens den Wahn des Geistes, der das, was er erklären kann, auch für entschuldigt hält, ich hasse die Eitelkeit, die sich mit sich beschäftigt, indem sie das Übel, das sie gethan, erzählt, die, indem sie sich beschreibt, Anspruch auf Mitleid macht, und die, unzerstörbar noch über den Ruinen schwebend, sich in Entwicklungen einläßt, statt zu bereuen. Ich hasse jene Schwäche, die ihre eigene Ohnmacht immer andern zuschiebt, und nicht bemerkt, daß das Übel nicht in den Umgebungen, sondern in ihm selbst liege. Ich wußte es vorher, daß Adolf für seinen Charakter durch diesen Cha-

rakter selbst bestraft worden seyn müsse, daß er keinen bestimmten Weg verfolgt, keine Stelle des Gemeinwesens ausgefüllt, daß er seine Talente ohne andere Richtung als jene des Eigensinns, ohne Kraftäußerung als jene der Aufreizung verzehrt haben werde. Ich würde, sage ich, dieß alles voraus gesehen haben, hätten Sie mir auch nicht über sein Schicksal ausführlichere Nachrichten mitgetheilt. Ich weiß nicht, ob ich von diesen Nachrichten Gebrauch machen werde; denn Begebenheiten sind überall das Wenigste, der Charakter ist Alles. Vergebens wechselt man Gegenstände und Äußerlichkeiten, wenn man sich selbst nicht zu ändern vermag. Man wechselt seine Lage in der Welt, man bringt aber in jede die Qual mit, von der man sich zu befreyen hoffte; und da man sich nicht bessert, indem man die Stelle wechselt, findet man endlich nur, daß man Gewissensvorwurf der Reue, und Schuld seinem Leiden beygesellte.

In demſelben Format iſt neu erſchienen:

Leonie

oder

Das Grab der Mutter.

Nach dem Franzöſiſchen

der Verfaſſerinn von Anatole.

Zwey Theile. Mit ſchönen Kupfern. 8. 1817. broſch. 6 ß

Die Battuecas,

oder

das ſtille Thal und die andere Welt.

Nach dem Franzöſiſchen

der

Frau von Genlis.

Zwey Theile. Mit ſchönen Kupfern. 8. 1817. broſch. 6 ß.